Vds: Miss: d: p: 326.

P. O. germ
784-10

<36605418140011 S

<36605418140011

Bayer. Staatsbibliothek

1)
2) 91.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine

Zehnter Theil.

Verbesserter Abdruck.

Berlin
bei Joh: Daniel Sander.
1810.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht des Verlegers.

Mehrere Freunde von A. Lafontaine'ns Schriften haben den Wunsch geäußert, daß dessen seit 1801 in dem Taschenbuche für Damen, (Tübingen bei Cotta) und auch anderswo gedruckte, kleine Romane und Erzählungen gesammelt und — als Fortsetzung der zuerst im Jahre 1799, und dann wieder 1802 in einer neuen Auflage heraus gekommenen Sammlung von neun Theilen — gedruckt werden möchten. Dieser Wunsch ist nun mit Erlaubniß des Verfassers erfüllt.

Die Leser finden in den drei vorliegenden Bändchen keine neue Erzählungen, doch die sämmtlichen, darin abgedruckten, sehr beträchtlich verbessert. An die Folge der Jahre, in welchen sie zuerst erschienen sind, bindet sich diese Sammlung nicht, weil darauf nichts ankam, und weil die Einrichtung so getroffen werden mußte, daß alle Theile ungefähr gleich-stark würden.

Da es vielleicht manchem Freunde von A. Lafontaine'ns Schriften angenehm seyn

könnte, die in den Jahren 1802 bis 1809 von ihm geschriebenen kleinen Romane 2c. einzeln kaufen zu können, so ist ein besonderer Titel: Gesammelte kleine Romane 2c. beigefügt worden.

Der Verleger stand an, ob er zu jedem Theile, außer der Titel-Vignette, auch noch ein Kupfer geben, und dann (was er unter den gegenwärtigen Umständen hätte thun müssen) den Preis erhöhen; oder ob er das Kupfer weglassen und den verhältnißmäßig sehr billigen Preis jedes früheren Bändchens beibehalten sollte. Er hat das Letztere vorgezogen, weil die Liebhaberei an kleinen Kupferstichen nachgelassen hat, und weil ein großer Theil von Deutschland jetzt so geldarm ist, daß er sich die Kosten für eine — sehr unwesentliche und wenig nützende — Verzierung gern erspart.

Die Sammlung ist übrigens mit den gegenwärtigen drei Bändchen noch nicht beendigt, sondern es werden nach einigen Jahren, wenn der Verfasser leben bleibt, — was alle seine Freunde von ganzem Herzen wünschen, — gewiß noch einige andre hinzu kommen.

I.

Die Erbschaft.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

B**.

Deinen Brief habe ich, lieber Siegmund. Und die Geschichte des Briefes? Ei nun! das geht wie an einem Fädchen. Da giebt dir meine Mutter, die auf einmal Hopfen und Malz an mir verloren sieht, den Auftrag, mir den Kopf zurecht zu setzen, mich wieder auf die Bahn der Ehre und des Glückes zurück zu führen. Seltsam genug, daß sie das, was ihr die kindliche Liebe versagen muß, aus der Hand der Freundschaft erwartet! Du siehst daraus, wie ich, daß sie mich nur bereden will, wie es im Grunde die Weiber alle gern thun.

Deine Gründe, guter Freund, sind fast noch schlimmer; denn was du daher plauderst von der glänzenden Laufbahn, die mich erwartet, von meinen Talenten, von meinem

stolzen Geiste, von meiner Anlage, Gott weiß zu welchen hohen Stellen — das sind Dinge, wobei du selbst gelacht hast, als du sie schriebst. Die glänzende Laufbahn? Pah! Privatsekretär bei dem Minister, eigentlich Hofmeister seines verzogenen, mißrathenen Sohnes: dazu hätte mich meine Mutter gern gemacht. „Er ist doch Minister!“ sagt sie, mit einem von Hoffnung glühenden Gesicht; „und wer weiß, Ludwig...“ — In diesem „Wer weiß?“ liegt die ganze glänzende Laufbahn.

Womit käme nicht die Phantasie einer zärtlichen Mutter zurecht? Sekretär, Rath, Geheimer-Rath, Minister selbst: das sind die Stufen, welche ihre mütterliche Liebe so bequem macht, daß ich nur den Fuß zu heben brauche, um sie hinan zu steigen, wie die Stufen vor unserer Hausthür.

Meine Talente? Muß ich doch lachen! Eins besonders darunter, von dem du immer sagtest, es würde mich zu Falle bringen, und wenn das Glück mich noch so hoch und sicher stellte: das Talent, jedes Ding bei seinem rechten Nahmen zu nennen. Oder meinst du — denn meine Mutter läßt sich darauf gar

nicht ein — ich sollte wegen dieses „Wer weiß!" schweigen, mich bücken, und lächeln lernen, wenn ich reden, zuschlagen und vor Schmerz schreien möchte? Meinst du das? Ich passe nicht dahin, das weißt du so gut, wie ich.

„Aber deine Jugendträume," schreibst du, „die heißen Wünsche deiner Brust, waren sie je etwas Anderes?" Ich könnte antworten: eben darum! Es waren Träume, und also nichts. Doch das will ich nicht. Nun ja! ich träumte so, ich wünschte es; das gefährliche Ziel stand mir zu nahe, zu niedrig; meine Phantasie flog hoch hinauf. Ja doch, ja! Aber vergiß nicht, daß der große Alexander sagte: „wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes seyn." Diese Paar Worte sind ein lebendiges Gemählde jedes jungen, edlen, warmen Herzens. Alexanders und aller Helden Leben, Diogenes Tonne, und Robinsons Einsamkeit gelten dem Jünglinge gleich-viel. Er will nicht steigen; er will handeln, und unabhängig handeln. Das thaten der Macedonier, Diogenes und Robinson. Wer etwas anderes will, nun, mit dem streite du, so lange du willst. Geßners

Schäfer zogen uns eben so stark an, wie Plutarchs Helden. Der Jüngling will nur die Fesseln abschütteln, welche Kleinstädterei, Eigennutz u. s. w. ihm anzulegen drohen.

Jünglinge von diesem Schlage, welche dies Jammerthal mit lauter Aristiden, Brutus und Porcien bevölkern möchten, werden Sekretäre, nur, um ihre Minister anzuklagen, oder Minister aus der Zeit des guten Vaters Saturn zurück zu fordern. Und so hat denn mein Ehrgeitz mit dem Wunsche meiner Mutter nichts zu theilen. Sie will, ich soll mit ein Paar Steinen, die mir das Schicksal gegeben hat, den Grund zu einem großen prächtigen Pallaste legen, und warten, ob nicht ein Vielleicht das Haus ausbaue; ich aber — brauche gerade meine Paar Steine zu einer beinahe ganz fertigen, bequemen, lieblichen Hütte, wohin mir das Glück des Lebens winkt. „Aber!" sagt meine Mutter. Aber! sage ich. Meine Mutter ist nicht zu bereden, daß Glück Glück ist, und das Gelüste einer schwangern Frau nach neuen Heringen im Winter, kein Hunger. Equipage, ein Paar Bedienten, ein vornehmer Titel, ein

Orden gehören ihr ganz eigentlich mit zum Glücke; „denn sonst" — sagt sie — „wäre ja jeder Bauer glücklich, und die nackten Wilden auch."

Guter Gott, liebe Mutter! sage ich: darum eben! eben darum!

„Eben darum?" erwiedert sie erhitzt. „Wie der Mensch reden kann! So könnte ja auch ich glücklich seyn!"

Das sind Sie ja, liebe Mutter, rufe ich, und schlinge meine Arme um sie, und meine Schwester und mein Vater umfassen sie, und in ihre Augen steigen Thränen der Freude, die wenige Minister kennen. „Aber..." sagt sie eine Minute nachher. Aber! sage ich, und wir sind wieder beim Anfange.

2.

B**.

Veränderlich wäre ich, meinst du? Nein, besserer Rath kommt über Nacht: das ist alles. Hier hast du das Factum, wahr und rich-

tig. Meine Mutter ist die Tochter des Hofraths Bornscheid, eines Mannes, in dessen Hause die unsichere Sage sehr wirksam ist, daß die Bornscheids ehemals adelig gewesen sind. Diese Sage kommt dem natürlichen Hochmuthe des Hofraths zu Hülfe. Er ist reich, macht aber einen Aufwand über seinen Stand, und sogar über sein Vermögen. Seine Kinder, meine Mutter und ein Sohn, werden in diesem gefährlichen und heimlichen Glauben an den verloren gegangenen Adel des Hauses erzogen. Der Sohn wird Officier; er muß aber sehr bald fühlen, daß es ihm, Trotz seinen Talenten und seinen Kenntnissen, an der Urkunde seines Adels fehlt. Durch den Reichthum seines Vaters wird er gewaltsam gehoben, doch durch den „Mangel der Geburt" — sollte man glauben, daß ein so unsinniger Ausdruck in Europa gäng' und gebe seyn könnte? — eben so gewaltsam zurückgesetzt. Alle seine Kameraden sind um desto mehr seine Feinde, je mehr er sie an Geschicklichkeit übertrifft. Er muß sich mit Degen und Pistolen Raum machen. Das läuft unglücklich ab; sein Gegner fällt, und

der Bruder meiner Mutter verschwindet. Diese will wissen, er lebe, als Holländischer Beamter, in Asien oder Amerika, unter einem andern Nahmen, in Ehre und Reichthum. Eine neue Sage, die unser Haus ebenfalls wieder oft mit dunkeln Wolken bedeckt.

Die Hand meiner Mutter ist mit dem ganzen Vermögen ihres Vaters einem Adeligen bestimmt; aber die Liebe mischt sich in's Spiel, die alles ausgleicht. Meine Mutter lernt meinen Vater kennen, und liebt ihn. Der Hofrath muß seine Einwilligung in diese Verbindung geben, weil er durch seinen Aufwand ein Bettler geworden ist. Meine Mutter fühlt sich in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr glücklich, obgleich mein Vater nur Rentmeister ist und bleibt. Auch konnte ihr Hochmuth nicht wieder so gewaltsam hervorbrechen; denn er wäre in der Verbindung mit meinem Vater gar zu seltsam gewesen, dessen Vater nichts als ein ehrsamer Handwerker war. Aber da war der Hochmuth dennoch; er nahm nur eine andre Gestalt an. Der reiche Oheim in Ostindien ohne Erben rechtfertigte den Aufwand, den meine Mutter machte, und

zu dem die Einnahmen kaum hinreichten; meine Talente rechtfertigten ihre Wünsche und Hoffnungen, mich steigen zu sehen. Einer von ihren Verwandten wußte ein Mittel, den Minister für mich einzunehmen. Als ich diesen sprach, gefiel ihm mein freies Wesen. Wir unterredeten uns über Erziehung im Allgemeinen, und dann über die Erziehung seines Sohnes, der mißrathen ist, weil man ihn bald zu lose, bald zu straff gehalten hat, beides zu unrechter Zeit.

Ich mache nun mit dem jungen Menschen, dem es gar nicht an Kopf fehlt, eine kleine Reise, von der er, weil sie ihm etwas Neues ist, seinem Vater ein recht artiges Reise-Journal mitbringt. Der Vater erstaunt und hält mich für einen Wundermann, der ihm den Sohn wieder ins Geleise bringen werde. Ich gehe indeß nach Hause; der Minister schreibt mir, natürlicher Weise sehr artig, da er mich will, ich nicht ihn.

Meine Mutter lies't den Brief, und ihre Augen funkeln, ihre Wangen glühen. Nun kommt ihr: „Wer weiß, Ludwig! Dein Oheim, sein Reichthum, der Minister, deine

Talente!" Die Leiter ist fertig, die zu Ehre, Rang und Titel führt. Ich war gar nicht geneigt, diese Leiter zu betreten; denn ich hatte wohl bemerkt, daß der junge Mensch sich von mir imponiren ließ, weil er mich für dies Mal nur begleitete: sein Stolz war ein paar Mal sehr grell hervorgesprungen. Doch ich hatte nichts anderes zu thun; die Verbindung war ja abzubrechen, sobald sie mir lästig wurde, und ich konnte den heißesten Wunsch meiner Mutter erfüllen. So sagte ich denn Ja. Der Minister mußte indessen verreisen, wodurch unsre Unterhandlung eine Weile stockte. Nach seiner Rückkehr machte ich Bedingungen, die man ein wenig anmaßend fand. Ich wollte nehmlich der ältere Freund des wilden jungen Menschen seyn, nicht sein erster Domestik, und das Recht haben, zu befehlen, wenn rathen nicht helfe. Man gab mir zu bedenken, daß die Rede von dem Sohne des Ministers sey! Die Sache verzögerte sich, und eine zweite Reise des Ministers verursachte eine zweite Unterbrechung.

Indeß kam besserer Rath über Nacht. Ich wußte etwas Andres und Besseres anzufangen,

als die wilden Streiche eines verzogenen Jünglings zu controlliren; denn mehr würd' ich nicht haben thun können. Der Minister fing die Unterhandlung mit neuem Eifer wieder an, da er bei seiner Rückkehr tausend Thaler Schulden für seinen Sohn zu bezahlen hatte. Ich blieb bei meinen ersten Forderungen, was man denn ein wenig insolent fand. Der Vater, hieß es, würde mich gegen alle Mißhandlungen des Sohnes wohl beschützen. Da erklärte ich denn frei, daß durchaus ich selbst mein Beschützer seyn müsse, und so weiter — was du billigen wirst.

Man brach ab, um wieder anzuknüpfen. Jetzt ist es ganz vorbei; ich habe Nein gesagt.

3.

B * *.

Du vermuthest, es stecke noch etwas dahinter. Getroffen, mein Lieber, getroffen! obgleich die Sache auch ohnedies natürlich genug ist. Es steckt etwas dahinter, das

ich dir auch nicht vorenthalten will, und zwar ein sehr gefährlicher Liebeshandel. Nur bedinge ich mir zuvor aus, du mußt mir ein wenig zutrauen, daß ich die runde, baare Wahrheit sage. Ich weiß sehr wohl, daß jeder junge Mensch seine Geliebte vergöttert; daß das Rosenlicht der Liebe, worin er wandelt, das Widerstrahlen von dem Glanze eines Engels seyn muß; daß er in dem Mädchen, welches er anbetet, ungesehene, unerhörte Wunder anstaunt. Auch ist das mein Fall, so gut wie jedes Jünglings. Der wundervolle Himmel der Liebe hat mein Leben verklärt: eine bezauberte Welt liegt vor meinen Blicken; ich wandle in dem Paradiese voll Unschuld, voll der reinsten Tugenden; eine unendliche Kraft hebt meine Brust; die Ewigkeit ist vor mir aufgeschlossen. Und alle diese Wunder thut der Blick eines sanften Mädchenauges, und ihr Händedruck!

Da hast du mich, den armen Sünder, der die Gespensterfurcht tausendmal verlachte, und nun selbst vor einem Schatten zittert! Mag die Natur die Gewalt verantworten, mit der sie alle lebende Wesen zu der Er-

haltung des Geschlechtes treibt. Ich will nicht mit ihr rechten. Und wie viele Wahrheiten giebt es denn, die so hoch, so lange beseligen, wie dieser süße Traum! Und — recht genau beim Lichte besehen — was ist denn im ganzen Leben mehr, als ein Traum!

Aber ich weiß doch, daß auch dies ein Traum ist, wenigstens in gewissen Augenblicken; und so ziehe ich von diesem Himmel, von dieser Seligkeit, dieser unermeßlichen Zahl wieder ab, zerbreche den Zauberstab der Liebe, verhülle den lichten Himmel, der mich blendet, und zertrümmere das Paradies meines vollen Herzens. Doch was dann dem kalten, betrachtenden Auge übrig bleibt, ist noch immer ein Paradies, ein hohes irdisches Glück, nach welchem mein Herz sich sehnt, nach welchem meine Arme sich ausstrecken. Ich nehme der Geliebten die strahlende Krone der Liebe vom Haupte, reiße sie herab aus dem Meere des Morgenrothes, worin sie schwebt, und verhülle sie in das Gewand des dunklen Lebens; aber dennoch ist und bleibt sie ein liebenswürdiges Weib, eine Seele voll Güte, Vertrauen, Liebe und Treue, der ich

nicht mehr Fehler zu gute halten darf, als sie mir.

Oder soll ich etwa gar nicht lieben? Giebt es etwa gar kein weibliches Wesen, dessen Tugenden die Liebe eines Mannes rechtfertigen? Rede!

Und hier hast du nun, was ich sah, bemerkte, beobachtete, — genau und wahr, wie die Beobachtungen eines Zergliederers, der nur zeichnet, was er sieht. Ich hoffe, du trauest mir zu, daß ich wenigstens im Anfange gesehen habe, was du jetzt lesen sollst.

Ich war in Magdeburg, die Revüe zu sehen. Die erfrischende Kühle, die erquikkende Mailuft, das glühende Morgenroth, die Sonne, die hinter einem leichten Schleier von Frühnebel glühend, nicht blendend, aufging, die Stille um mich her — es war fast noch niemand da, als ich ankam — hatten mich erweicht. Meine Brust war voll von einem zarten, wehmüthigen Gefühl ohne Gegenstand. Ich hatte mich einsam in der weiten Ebene an einen Baum gelehnt, als auf einmal die fern ertönende, kriegerische Musik der anrückenden Regimenter mein Ohr

traf. Jetzt blitzten die Waffen an der Höhe hervor. Ganz nahe wirbelte Musik, die hundert Trommeln, die Trompeten, und der schmetternde, donnernde Marsch der Cavallerie; die Ebne bedeckte sich mit fröhlichen Menschen.

Wer kann eine große Revüe sehen, und nicht kräftiger fühlen, daß er ein Mensch ist! Die Wehmuth meiner Brust wurde ein frohes Leben. Das Getöse, die Masse fröhlicher, jugendlicher, starker Menschen, der Donner der Kanonen, das wilde, verwirrte, und dennoch Muth erweckende Getön der verschiedenen Musik, das Kraftvolle und Große, was in der furchtbaren Ordnung der Soldaten liegt: — das alles hob mich auf den höchsten Punkt eines stolzen, frohen Selbstgefühls. Meine Brust erweiterte sich, wie meine Seele. Ich konnte nicht allein bleiben, und suchte, wie in einem frohen Rausche, irgend einen Menschen, dem ich die Hand drücken, dem ich sagen könnte: wie wohl ist mir!

So kam ich an einen Trupp junger Leute, bei denen auch ein alter Prediger war. Man schien etwas Aehnliches zu fühlen, wie ich; man

man lachte, man scherzte lauter und vertraulicher, als gewöhnlich. Ich mischte mich in das Gespräch, so viel es ein Fremder konnte, der Niemanden von der Gesellschaft jemals gesehen hatte. Da die Mädchen sehr furchtsam vor der Reiterei waren, so gab ich mir die Miene, als ob ich sehr wohl wisse, wo man am sichersten sehen könne.

Unter dieser Gruppe von Mädchen und Jünglingen stand denn sie, von der nun in meinen Briefen an dich noch oft die Rede seyn wird, wie ein höherer Geist unter geringern, wie eine Königin unter ihrem Hofe. Sie sprach weniger, als alle Andern; aber ihr Auge strahlte von einem schöneren Feuer, ihre Wangen von höherm Roth, ihre Brust hob sich in stolzem Gefühle. „Mir ist," antwortete sie auf eine Frage, „als wäre das alles" — (sie bezeichnete mehr den Himmel, als die Erde) — „als wäre das alles mein!"

Dann würden Sie recht befehlen! sagte ein Mädchen. — „Nein!" erwiederte sie, ohne das Auge vom Himmel abzuwenden. „Befehlen? Mir ist, als bedürfte ich von heute an keines Menschen wieder, als hätte

ich alles, sobald ich es nur dächte. Befehlen nicht! Mir ist, als könnte ich so wenig einem Andern gehorchen, als ihm befehlen."

In diesen Worten erkannte ich meine eigenste Empfindung: ich fühlte mich zu frei und zu groß, um mir befehlen zu lassen, oder zu befehlen. Sie hörte mir, als ich ihr meine Gedanken aus einander zu setzen suchte, mit sinnender Lust zu, und gab mir — oder vielmehr ihren eigenen Gedanken — mit einem lächelnden Blicke, mit einem leichten Kopfnicken, Beifall. „Man fühlt," — sagte sie zuletzt so natürlich, als sähe ich die Gedanken in ihrer Seele werden — „man fühlt, und wir Mädchen besonders, so selten, was der Mensch ist." Sie deutete auf das Gewühl der Menge, und ich verstand sie. So sprach sie weiter, vollkommen natürlich, ohne allen Schmuck. Kein Wort war gekünstelt. „Ich sehe," fuhr sie fort, „so etwas zum ersten Mal, und darum..." — Sie legte die Hand auf die Brust, und schwieg. — Und darum? fiel ich fragend ein.

„Ich bin," sagte sie nun, mit einem lieblichen Lächeln, „ich bin sonst so blöde, daß zehn Menschen in einem Zimmer mich stumm machen; und hier fühle ich mich so muthig! Es ist mir, als könnte ich mit dem Könige reden, wie mit meiner Mutter."

Wir waren ein wenig vor ihre Gesellschaft hervor getreten. In diesem Augenblick sprengten ein Paar Feldjäger zwischen die Menge, um sie aus einander zu treiben, weil die Cavallerie hieher ihren Angriff machen sollte. Ich faßte ihre Hand; in dem Augenblicke aber drängten sich Hunderte gewaltsam um uns. Man stürzte aufschreiend zusammen, und wieder aus einander. Wir waren von ihrer Gesellschaft getrennt, da Jedermann aus allen Kräften lief, der anrückenden Reiterei zu entgehen. Ich zog das Mädchen aus dem Gedränge sanft auf eine Höhe, wo ein Paar dicht neben einander stehende Bäume uns Schutz gegen alle Gefahr gaben — eine Stelle, die ich mir schon vorher ausgesucht hatte, um von dort aus die Reiterei zu sehen.

Die Menschenmasse verbreitete sich schnell

über die Ebene, da die Feldjäger sie immer weiter trieben; und die Reiterei rückte langsam vor. „Wir sind doch hier nicht in Gefahr?" fragte das Mädchen schnell. In gar keiner, antwortete ich, lächelnd auf die Bäume zeigend. Sie sah muthig hin, als die Cavallerie in Galopp heranrückte. Doch auf einmal schwenkte sich diese, gerade auf uns zu. Sie wurde blaß. Ganz sicher! sagte ich; und nun drängte sie sich an mich. Dicht an einander gedrückt, standen wir da, als die Reiterei auf beiden Seiten an uns weg jagte.

Wir hatten nicht das Mindeste zu befürchten; es war indeß doch ein ganz eignes Gefühl, auf einmal mitten in diesem wilden Tumulte zu seyn. „Ach!" sagte meine Unbekannte, sich erholend, mit einem tiefen Seufzer; und es kehrte eine schöne Röthe auf die blassen Wangen zurück. Sie lächelte, und sagte: „ich wußte, daß ich sicher war, und doch...!"

Nun setzte sie sich auf einen Stamm, und sah der Cavallerie nach. Als sie sich nach einigen Minuten erholt hatte, und wieder

aufstand, bot ich ihr den Arm, um sie zu ihrer Gesellschaft zu führen, während die Regimenter schon in das Lager rückten. Wir suchten, und suchten; aber ihre Gesellschaft war durchaus nicht zu finden. Sie wissen doch, fragte ich, ob Ihre Gesellschaft den Mittag im Lager bleiben wird?

„Nein!“ wenn Sie es nicht wissen?

Ich? Ich kenne ja Niemanden von Ihrer Gesellschaft.

„Mein Gott! niemanden? Wie soll es dann werden! Sie waren ja aber doch in der Gesellschaft.“

Nun kam es denn zu einer Erklärung. Sie besucht eine Verwandte, die Tochter eines Predigers, und kommt an dem Abend vor diesem Tage nach einem Dorfe, etwa zwei Meilen von dem Revüe-Platze. Ihre Freundin will sich so eben auf den Wagen setzen, um die Revüe mit anzusehen. Sie muß mit. Die beiden Mädchen plaudern unterweges von tausend Dingen, schlafen ein Paar Stunden, und kommen ganz früh bei einem Prediger an, welcher „Herr Vetter“ genannt wird. Man setzt sich sogleich wieder

in einige Wagen, um zu der Revüe zu fahren. Es sind mehrere Fremde da, die aber einander alle mit Verwandtschaftsnahmen begrüßen. Sie hat den Nahmen des Predigers und des Dorfes entweder gar nicht gehört, oder doch vergessen.

Das erzählte sie mir mit immer größerer Verlegenheit; denn sie fing immer mehr an, einzusehen, wie unmöglich es ihr seyn würde, wieder zu ihrer Gesellschaft zu kommen.

Ich befürchtete nun ein unnützes Jammern und Wehklagen. Aber nein. Sie blieb sinnend vor mir stehen, und sagte: „ich sehe gar kein Mittel, aus dieser Verlegenheit zu kommen. Und Sie?" fragte sie dann, und wendete den unschuldigen Blick mit kindlichem Zutrauen zu mir. Ich fragte, wie lange die Fahrt von dem Prediger bis in das Lager gewährt hätte; sie war aber darüber ungewiß, und wußte auch gar nichts von den Familien-Verhältnissen des Predigers, zu dem ihre Freundin sie gebracht hatte; denn es war eine große Menge Menschen und viel Unruhe in dem Hause gewesen.

Endlich glaubte sie doch zu wissen, daß

man hatte im Lager essen wollen. Wir fingen also an, das Lager die Kreuz und Quer zu durchstreifen, und alle Zelte zu besuchen, worin sich Menschen, die nicht zum Militär gehörten, aufhalten konnten. Vergebens. Ich that nun alles Mögliche, den Nahmen des Dorfes zu erkunden, wohin ihre Freundin mit ihr gereis't war; doch eben so vergebens.

Jetzt wurde meine Verlegenheit noch größer, als die ihrige. Das Aufsuchen ihrer Gesellschaft hatte sie zerstreuet, und so war ihr kaum eingefallen, daß der Abend heran kam. Ich fragte, ob sie etwa in Magdeburg einen Bekannten hätte, der sie die Nacht beherbergen könnte; sie hatte aber dort, und in der ganzen Gegend, keinen. Meine Frage vermehrte ihre Aengstlichkeit nur. Sie wollte mit neuer Heftigkeit wieder anfangen zu suchen, wahrscheinlich, um nur nicht an die unangenehme Gegenwart zu denken; ich erklärte ihr aber, daß unser Suchen ganz vergeblich seyn würde, und daß es viel nöthiger wäre, einen Entschluß für die Nacht zu fassen. Sie blieb stehen, und ihr schönes Köpfchen sank nachdenkend auf die Brust.

„Aber,“ sagte sie dann auf einmal, „ich bin doch gewiß unschuldig an dem Vorfalle, und an der Angst der Menschen, die nun nicht wissen, wo ich geblieben bin.“ Sie wiederholte mir die ganze Begebenheit, Umstand für Umstand, mit großem Eifer, um mir und sich selbst zu zeigen, daß sie ohne Schuld wäre. „Wenn nur,“ setzte sie hinzu, „die guten Leute wüßten, daß ich gar nicht in Gefahr bin, und daß ich am Ende ... Nach Sandleben kann ich ja immer zurückkommen, wenn wir hier niemanden finden, der uns sucht.“

Aber es wird Abend, sagte ich: es wird Nacht, gutes Kind; und irgendwo müssen wir doch bleiben.

„Ja, irgendwo,“ erwieder sie ruhig; „oder macht das Schwierigkeit?“ Sie sah mich dabei hell und höchst unschuldig an.

Ich hielt es nicht für nöthig, ihr Angst zu verursachen, und sagte eben so ruhig: wir werden, hoffe ich, hier irgendwo in einem Dorfe unterkommen.

„Wäre es auch nur in dem ersten besten Bauerhause. Und könnte man nicht von da

einen Boten nach Sandleben schicken?" — Das war das einfachste Mittel; hätte ich am Morgen daran gedacht, so wären wir nicht in Verlegenheit gerathen.

Ich kaufte nun im Lager eine Flasche Wein, ein Paar Citronen und Zucker. So traten wir unsern Weg nach dem nächsten Dorfe an, worin keine Truppen standen.

Es war ein schöner Abend: die Musik des Lagers verscholl hinter uns in sanften lieblichen Tönen, und der Gesang brütender Nachtigallen bewillkommnete uns aus einem Ulmengange, längs dem wir hin gingen. Die Sonne sank tiefer; und nun nahm meine Begleiterin einen Strohhut ab, der bis jetzt ihre schönen Wangen geschützt hatte. Da rollten reiche blonde Locken von dem Kopfe über die Schultern und über den Rücken hin, und wurden das leichte Spiel des Abendwindes. Sie strich die Locken von der Stirn zurück, und nun sah ich zum ersten Mal das schöne Gesicht ganz frei. Ein lebendiges Weiß, nicht die todte Zimmerblässe unserer Damen. Nein, die Farbe ihres Gesichts, der Stirn und des Halses war, als ob die Morgenröthe ihren

Glanz auf einem Schneehügel abspiegelte; und aus dem athmenden Schnee der Wangen blühten ein Paar Purpurrosen hervor, mit lieblichen Grübchen. Das Kinn war in Rosenroth getaucht, in ein dunkleres Roth die feinen, frischen, lächelnden Lippen.

Nun betrachtete ich sie erst, und ein Himmel lächelte mir aus den hellblauen Taubenaugen hervor. Ich ging einige Augenblicke hinter ihr, um mich ihrer feinen, schlanken Gestalt zu erfreuen. Sie war himmlisch schön, und wurde in jeder Bewegung schöner: wenn sie das Auge gegen die untergehende Sonne wendete, lächelnd und sehnsuchtsvoll; wenn sie auf den Schlag der Nachtigallen horchte, entzückt und fröhlich; wenn sie eine Schlehenblüthe abbrach, und sie an ihre Brust steckte, ernst und nachdenkend.

Und diese Fülle von Gesundheit! (Du siehst, ich war nicht außer mir). Sie hatte eine Nacht nicht geschlafen, und war fast den ganzen Tag, noch überdies in großer Unruhe, umher gelaufen, und konnte dennoch heiter, rasch, sogar fröhlich seyn. Und diese Unschuld, diese unbesorgte, arglose Unschuld,

bei der sie gar nicht daran dachte, daß sie in der Gewalt eines jungen Mannes war! Das alles machte mich nicht wehmüthig, nicht zu einem empfindsamen Kopfhänger; es öffnete mein Herz gewaltig: ich fühlte mich frei, heiter, ja, ich könnte sagen ausgelassen, muthig, kühn. Du zweifelst wohl nicht, daß ich das schöne Mädchen liebte; aber diese Empfindung war rein, eben so guter Natur, wie die Stimmung meines Kopfes und meines Herzens. Ich war in Frieden, in Übereinstimmung mit mir selbst, und fühlte das sehr bestimmt; aber dennoch sprach ich mit ihr, erst von der Schlehenblüthe vor ihrer Brust, dann von dem blauen Bande auf ihrem Hute, kurz allerlei Unbedeutendes, das mir indeß genügte.

Nahe bei dem Dorfe blieb sie stehen, sah mich an, und sagte: „Aber man wird uns fragen, wer wir sind." (Wir hatten uns vorgenommen, ein Nachtquartier bei dem Prediger zu suchen.) Da stand ich wieder in der wirklichen Welt; ich sah schon, welche grinsende, hohnlachende Miene wir von dem Pfarrer zu erwarten hätten, wenn wir ihm unser

Abenteuer erzählten, und wie die schwarze häßliche Wolke des Verdachtes über meinen reinen, geistigen Himmel hin ziehen würde. Freilich, sagte ich mit gerunzelter Stirn, wird man uns das fragen, und am Ende unsre Erzählung nicht glauben. — „Ja wohl!“ sagte sie recht kindlich unschuldig: „ich selbst würde es nicht glauben, wenn ich es nicht erlebt hätte.“

Und was wird man denn sonst glauben, wenn man die Wahrheit nicht glaubt?

„Etwas Böses doch wohl gewiß nicht. Auch wüßte ich nicht, was?“ — sagte sie nachsinnend.

Gutes Kind, Sie wissen nicht, wie böse die Menschen selbst sind. Ein junges schönes Mädchen, in der Gesellschaft eines jungen Mannes, so spät Abends, die Beide nicht einmal den Nahmen von einander kennen...

„Ja, das ist doch aber auch wunderbar, daß wir einander danach noch nicht gefragt haben! . . . Je nun! wir könnten ja sagen, Sie wären mein Verwandter.“

Wir wären Bruder und Schwester. Eine

entferntere Verwandtschaft wäre noch schlimmer, als gar keine.

Sie sann ein Weilchen nach, und sagte dann: „ja, Sie haben Recht; das wäre noch schlimmer. Aber Bruder und Schwester? Dann fiele die ganze Erzählung weg. Wir sollten Beide nicht gewußt haben, wer unsre Begleiter wären? Wer könnte das wohl glauben!"

Mir fiel in diesem Augenblicke ein, wie viel Schlimmes ein Mensch aus unserm späten Erscheinen herausdeuten könnte. Ich dächte, sagte ich, wir suchten bei dem ersten dem besten Bauer ein Nachtlager, und nennten uns Bruder und Schwester. Morgen begleite ich Sie dann nach Sandleben, oder nach Ihrem Wohnorte. Wo wohnen Sie denn?

„Bei B * *, in Neuhof." — Mein Gesicht verklärte sich; denn Neuhof liegt nur eine halbe Stunde von B * *.

Und Sie sagen, fuhr ich fort, daß Sie einen Verwandten getroffen hätten, der Sie nach Neuhof zu ihren Eltern bringen wolle. „Zu meiner Mutter," verbesserte sie, „einer

Prediger-Witwe. Ich könnte von Neuhof aus an meine Cousine schreiben, wie Sie sagten. Die Geschichte ist wirklich recht einfältig; aber doch bin ich nicht einen Augenblick böse darüber."

In der That, liebes Kind? Und ich — ich halte diesen Tag für einen der glücklichsten in meinem Leben. (Ich drückte ihr die Hand; sie lächelte, ein wenig verlegen.) —

Wir kamen an das Dorf, vor dem ein einzelnes Haus stand, an dessen Thür ein alter Mann, mit einem gutherzigen Gesichte, saß.

Vater, sagte ich; wir kommen von der Revüe, und suchen ein Nachtlager. Der alte Mann stand auf, und meine Begleiterin blieb mit glühender Schamröthe in einiger Entfernung stehen. „Bruder und Schwester!" das glaubte ich in sehr leisen Tönen von ihrem Munde zu hören.

Nur herein! sagte der Mann, mir die Hand schüttelnd. Wir fanden ein Bett, doch weiter nichts, auch keinen Menschen, weil die Frau bei zwei Söhnen im Lager war. Augenscheinlich hatte meine schöne Gesell-

schafterin ihre Unbefangenheit verloren; sie saß stumm, verlegen und erröthend da. Aber nach einigen Minuten, in denen der Bauer uns die ganze Geschichte der Familie, von seinem Aeltervater an, mit der arglosesten Treuherzigkeit erzählt hatte, bekam sie ihre zutrauliche Freundlichkeit wieder, und wurde sogar recht heiter, als ihr der alte Mann sagte, sie müsse das Amt seiner Frau übernehmen, wenn wir essen wollten. „Mit Freuden," sagte sie; „und mich hungert sehr."

Sie ging sogleich mit dem Alten hinaus, die Küche zu besorgen. Nach einigen Minuten sah ich sie, mit einer Schürze der Wirthin, am Brunnen stehen, um Wasser herauf zu ziehen. Ich sprang hinaus, ihr zu helfen, und trug ihr den Eimer in die Küche, wo schon ein helles Feuer loderte. Mitten in einer raschen Geschäftigkeit erzählte sie mir, daß der Alte müde wäre, und sich niedergelegt hätte. „Aber," setzte sie heiter lächelnd hinzu, „ich als die Hausfrau, weiß, wie alles werden soll; und wenn ich meines Bruders Lieblingsgericht wüßte..." Dies sagte sie äußerst lieblich.

Dieser Anblick häuslicher Geschäftigkeit ergriff mich mehr, als alles Andre von ihr. Ich hätte die weißen Hände, die geschäftigen Arme, die sie aufgestreift hatte, küssen, und die liebliche Gestalt an meine Brust drücken mögen. Um meine Phantasie abzuleiten, legte ich Holz an das Feuer. „Nein, nein!" sagte sie, indem sie mir lachend das Holz aus der Hand nahm; „fort in die Stube! hier bin ich Herr!" — Ich ging gehorsam, war aber darum nicht besser daran; denn im Zimmer bauete ich sogleich meine eigene Hütte, in der sie als Hausmutter figurirte. Ich versank in süße Träumereien, die meine Brust mit einer mächtigen, obwohl stillen, Sehnsucht füllten. Ich wünschte, ihr sagen zu können, daß ich sie liebte; aber ich fühlte, daß ich sie dann um ihre Unbefangenheit bringen würde. Nein, sagte ich leise, und öffnete ein Fenster, um mich zu zerstreuen: meine Phantasie soll den Bund der Liebe nicht schließen; ihr Herz soll es thun, nicht ich! Das war mein fester Entschluß; doch niemals fühlte ich mich so schwach, wie in dieser Stunde. Ich mußte meinen Vorsatz

hun-

hundertmal erneuern, und ihn mir sogar mit Schwüren versichern; denn jetzt kam sie in das Zimmer, lief in ein Kämmerchen, holte Tischzeug, und deckte den Tisch. Ich sah ihr mit Sehnsucht nach, so oft sie an mir vorüber kreuzte. „Liebe Schwester!“ sagte ich jedes Mal sehr leise; doch mit größerer Sehnsucht hat nie jemand das Wort Braut gesagt, als ich jetzt das Wort: Schwester. Sie warf, so oft sie bei mir vorüber ging, einen frohen, lieblich lächelnden Blick auf mich. Endlich trug sie den Eierkuchen auf, und lud mich mit schalkhafter Freude zum Essen ein. Sie fragte mehr als Einmal, was mich so finster gemacht hätte; und nun schämte ich mich meiner Schwäche so sehr, daß ich mich bemühete, die vorige, heitere Ruhe wieder zu bekommen, was mir denn auch wirklich gelang. Aber mitten in dieser Heiterkeit regte sich noch immer leise, doch mächtig, eine verborgene Sehnsucht in meinem Herzen. Mein Inneres wurde nach und nach immer weicher. Als sie mir vorlegte, von mir die Gabel borgte, mit mir aus Einem Glase ein Paar Tropfen Wein trank,

mit beinahe kindischer Geschäftigkeit aus unserem Essen ein Spiel machte, mit zutraulicher — fast möchte ich sagen Zärtlichkeit, sich öfters die Hausfrau nannte, mit immer größerer Freundlichkeit öfters wieder darauf zurückkam, daß sie die Hausfrau sey, sich dann, sobald sie nicht mehr aß, gemächlich an den Stuhl zurücklehnte, und tief aus dem Herzen hervor, doch ganz unbefangen, sagte: „ist es mir doch, als hätte ich schon hundert Jahre so mit Ihnen gelebt, so bekannt ist mir alles, so angenehm!" und als auch mir nun alles so bekannt war, daß ich fühlte, ich dürfte nur aufstehen, sie an meine Brust drükken, und sagen: meine Geliebte! — so wirst du mir kaum glauben, daß ich ruhig sitzen blieb, und alles mit nichts als mit einem Lachen erwiederte. Aber welche Mühe es mir kostete, sitzen zu bleiben, als sie sich, die Arme lässig über die Brust gekreuzt, so gemächlich zurücklehnte, mich mit innigem Vertrauen, mit dem Vertrauen einer Gattin, anblickte — das kannst du dir nicht vorstellen.

Und doch blieb ich unthätig! Ich ließ den Strom ihrer Phantasie unter lieblichen Blu-

men, die sie schuf, weiter fließen, ohne ihn aufzuhalten, ohne seinen Lauf zu befördern. Am meisten machte mich wohl ein schnelles Mißtrauen unthätig, das mich befiel. Sie hat, dachte ich, das Wohlgefallen bemerkt, das du an ihren Reitzen findest; und da sie arm ist: — was Wunder, daß ihr Herz alle die kleinen Künste einer von der Natur selbst gutgeheißenen Kokettierie gebraucht, einen Mann fester in das Netz der Liebe einzuspinnen. Nun spielt sie mit der Idee „Hausfrau," um sie in meine Phantasie zu bringen; und ein reitzenderes Bild der Häuslichkeit und der Hausfrau konnte sie mir nicht geben, als ihre eigene Gestalt, in dem aufgeschürzten Kleide, mit dem schönen Fuße, dem schönen Bein, das ich bis an die Zwikkel der Srümpfe sah, mit den aufgestreiften Armen, mit den glühenden Wangen, und den in den Nacken fallenden Locken.

Als wir abgegessen hatten, setzten wir uns noch einige Augenblicke vor die Thür — den sternvollen Himmel zu betrachten, in der That zu weiter nichts. Sie ging dann hinein, und ich folgte ihr nach einem Viertel-

stündchen. Als ich in die Stube trat, war auf dem Boden ein Bett für mich zubereitet. „Sehen Sie da,“ sagte sie ohne alles Stokken: „ihr Lager! Ich hoffe, wir werden Beide recht fest schlafen.“

Ich mochte nicht fragen, wo sie schlafen wollte, ob es mir gleich so schien, als hätte sie sich Betten entzogen, um mich weicher liegen zu lassen. Ich setzte mich an den Tisch, und sie sich mir gegenüber. Nicht lange, so wurde sie schläfrig. Als ich ihr sagte: Sie sind müde; sprang sie auf, lächelte mir zu, sagte: „gute Nacht!“ und verschwand hinter einen Verschlag von Bretern.

Ich ließ die Lampe brennen, weil ich ein Gewitter fürchtete, das sich am Horizont gesammelt hatte. Nach einer Stunde wurde ich von einem fürchterlichen Donnerschlage geweckt, und sprang auf. Der alte Mann trat in die Stube, und sagte leise: ein schweres Wetter! Gott sey uns gnädig!... Schläft die Mamsell? fragte er nach einer Pause sehr leise. Ich dächte, wir weckten sie.

Das Gewitter kam furchtbar nahe. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner. Ich nahm

die Lampe, trat gedankenlos hinter den Verschlag, und da lag sie, ein schlummernder Genius voll himmlischer Schönheit, züchtig, das Bild der jungfräulichen Unschuld. Ihr Kleid hatte sie ausgezogen, und nur ein Mieder anbehalten. Die blonden Locken verhüllten die jugendliche Brust; die rechte Hand lag auf dem Herzen, die linke ruhete über dem schönen Kopfe. Die Augen waren sanft bedeckt, der Mund zu dem Anfange eines schönen Lächelns verzogen, als ob ein lieblicher Traum vor der heiteren Seele schwebte.

Nur einen Augenblick sah ich hin, dann trat ich zurück, und sagte: meine Schwester schläft so sanft.

So gebe ihr Gott Frieden! sagte der Alte freundlich. Gewiß schläft sie so fest, weil sie nichts auf dem Gewissen hat. Es ist eine Freude, Bruder und Schwester zu sehen, die einander so lieb haben; sie hat in der Küche, als ich sie anwies, nicht aufgehört, mir von Ihnen zu erzählen.

Mit jedem neuen Donnerschlage horchte ich hin, ob sie erwacht wäre; doch sie schlief ruhig fort. Als das Gewitter sich verzog,

ging mein Alter, und ließ mich allein. Ich hatte schon vor diesem Augenblicke gezittert; denn ich ertappte mich immer auf dem Wunsche, daß er gehen möchte, damit ich sie noch einmal sehen könnte.

Kaum war er fort, so ergriff ich die Lampe, setzte sie nieder, und ergriff sie aufs neue. Es ist abscheulich, sagte ich zu mir selbst, das Vertrauen dieses unschuldigen theuren Wesens so zu hintergehen; und in demselben Augenblicke that ich, mit der Lampe in der Hand, einige Schritte nach dem Verschlage hin. „Wenn sie schon wachte!" Ich blieb stehen — mehr, weil mich dieser Gedanke, als weil mich meine Pflicht zurückhielt. Zuletzt entfloh ich dem immer regeren Wunsche sie zu sehen, ging vor die Hausthür, und sah dem ziehenden Gewitter nach, das in der Ferne blitzte. Nein, sagte ich; unmöglich kann ich dieses unschuldige Kind betriegen. Aber alle ihr Mächte des Himmels, segnet mich, daß sie mich liebe! Und kann sie mich nicht lieben, so gießet Segen, allen Segen des menschlichen Lebens, auf sie herab!

Ich wurde ruhiger, und ging wieder hinein. Noch immer hörte ich ihre Athemzüge; doch jetzt beengten sie meine Seele nicht mehr: sie waren mir, wie das sanfte, ehrwürdige Rauschen eines höheren Geistes. Ich empfand eine wundersame Ruhe, legte mich in einem unaussprechbar süßen Gefühle wieder auf mein Lager, streckte meine Arme nach der Gegend hin, wo sie schlief, und sagte in leisen Tönen: du theure Geliebte! glücklich will ich dich machen, wie nur je ein Weib glücklich war! Meine geliebte...— Da fehlte mir ihr Nahme. Und glaubst du wohl, daß ich mich eine lange Zeit damit beschäftigen konnte, zu errathen, wie sie wohl heißen möchte?

Als ich nach zwei Stunden Schlaf wieder erwachte, schlief sie noch immer sanft und fest. Unser Wirth kam, weil seine Frau wieder gekommen war, und ich sagte dieser, daß sie Kaffee kochen sollte. Jetzt hörte ich ein Geräusch. Meine angebliche Schwester erwachte und rief: „mein Gott, wo bin ich!" Ich sprang schnell hinter den Verschlag, weil ihre Stimme ängstlich klang.

Als sie mich erblickte, besann sie sich schnell, und richtete sich auf, doch nur einen Moment. Sie verhüllte sich in ihre Decke; aber ihr Blick blieb freundlich, wie er war. Ich trat schnell zurück, und die alte Wirthin mußte ihr Wasser zum Waschen bringen. Nach einigen Minuten kam sie angekleidet hervor, frisch, wie eine eben aufgebrochene Rose, welche der Morgenthau gebadet hat. „O, ich danke Ihnen," sagte sie. „Wie fest habe ich geschlafen! Wie munter fühle ich mich!" Ich schenkte ihr Kaffee ein, den ich, während sie sich ankleidete, in das Zimmer gebracht hatte. „O" sagte sie, in Scherze schmollend: „das ist sehr unrecht! Ich hatte mich gestern schon darauf gefreuet, daß ich ihn für Sie kochen wollte. Doch, nur geschwind!" Sie trug ihn in's Freie, wo wir uns setzten, und sie beim Trinken unbeschreiblich heiter war. Ich hatte Papier, Feder, Siegellack für sie besorgen lassen, damit sie an ihre Cousine schreiben könnte. Sie schüttelte beim Schreiben das Köpfchen sehr oft, und pochte mit den kleinen Fingern an die Stirn voll Falten. „Ich schriebe lieber gar

nicht," sagte sie, „wenn ich die guten Menschen nicht aus ihrer Angst meinetwegen reißen müßte; denn die Unwahrheit zu schreiben, ist noch weit schlimmer, als sie zu sagen. Ich wollte gern erzählen, wie sich alles wirklich verhält; aber — Sie kennen meine Cousine nicht! Die giebt mir ohnehin allerlei Schuld, wovon ich nichts weiß! ... Lesen Sie, ob es so recht ist."

Ich wollte, du hättest die Paar Zeilen gesehen, die sie geschrieben hatte, so leicht, so natürlich, so richtig geordnet! Ich fragte, wer sie im Briefschreiben unterrichtet hätte. Sie sah mich verwundert an, weil sie nie Unterricht darin gehabt hatte. Sie schreibt, wie sie denkt, wie sie spricht. Ich schämte mich; denn in der That, ich hätte das Briefchen nicht so gut geschrieben.

Nun kam unser Fuhrwerk, ein gewöhnlicher Leiterwagen. Sie war hinauf, als ich einmal eine halbe Minute wegsah; und Abends kamen wir nach Neuhof. Als sie den Thurm erblickte, glühete ihr Gesicht, und funkelte ihr Auge vor Freude; denn sie war jetzt zum ersten Mal so weit vom Hause weg gewesen.

Am Dorfe ließ ich den Wagen zurückkehren, und sie ging mit mir zu Fuße. Ueberall war hier für sie heiliger Boden. Hier, an dem Bache, unter den Ulmen hatte sie als Kind ein einziges Lamm gehütet; dort, in den Schlehenbüschen, hatte sie ein Nest entdeckt, und die Mutter der jungen Vögelchen — erzählte sie mir mit wehmüthig frohen Augen — hätte sich mit einem ihrer Finger sanft über das Köpfchen und den Rücken streichen lassen, ohne wegzufliegen. Dort zeigte sie mir den Platz, wo sie Kränze aus Schlüsselblumen geflochten hatte, und lächelnd setzte sie hinzu: ich thue es noch jetzt zuweilen, wenn mich niemand sieht. Auf diesem Hügel hatte sie Abends, im Frühjahr und Herbst, den Vollmond erwartet. „Ich kann ihn jetzt," sagte sie, „nie aufgehen sehen, ohne ihm einen der liebkosenden Nahmen zu geben, womit ich ihn als Kind so zärtlich begrüßte, wenn er dort zwischen den Weiden hervorkam."

Das erzählte sie mir mit kindlicher Freude, indem wir um das Dorf hingingen, und ich hörte mit einer ähnlichen Freude ihr die

Worte von den schönen Lippen. So kamen wir an das zwanzig Schritt lange und eben so breite Gärtchen ihrer Mutter, ein Bild ihrer einfachen schönen Seele: jedes Beet, auf welchem Küchengewächse standen, dennoch mit lieblichen Blumen eingefaßt. Sie hatte versprochen, mir ihre Blumen, ihre Geisblattlaube zu zeigen; jetzt aber vergaß sie das: denn ihre Mutter war ja nahe! Guten Abend! sagte sie, in einem zärtlichen Tone, schon als sie die Hausthür öffnete. Auf diese bekannten Töne eilte die Mutter heraus, und faßte, mit dem zärtlichen Ausrufe: o, meine Auguste! die Tochter in ihre Arme. Ich wurde bey diesem Ausbruche ihrer Liebe ganz und gar vergessen. Man sah man hörte mich nicht, bis endlich Auguste, bei der Erzählung ihres Abenteuers, sich meiner wieder erinnerte.

Sie erzählte höchst einfach und wahr, alles, auch die leisesten Empfindungen ihrer Seele. „Bruder und Schwester nannten wir uns," sagte sie mit triumphirender Freude, und warf erst jetzt, unter dem Schutze der Mutter, die liebenden Blicke einer Schwester auf mich.

Die Mutter nahm ihre Erzählung, wie die allergleichgültigste, freundlich auf, und dankte mir mit der größten Treuherzigkeit. Die Haushaltung war sogleich in dem alten Gange. Die Mutter saß am Spinnrade; Auguste sah nach ihren Blumen, gab uns eine sokratische Abendmahlzeit, bereitete mir ein Bett, und ich war zu Hause, als hätte ich mein ganzes Leben bei ihnen zugebracht.

Am folgenden Morgen, als Auguste ihr Versprechen gehalten, und mir ihre Blumen, ihre Laube gezeigt hatte, nahm ich Hut und Stock. Siegmund, es war mir, als wäre hier meine Heimath, und als hätte ich ein Verbrechen zu gestehen, da ich sagen wollte, daß ich fort müßte. „Fort?" sagte Auguste, und schlug die Augen nieder. „Wohin denn?" setzte sie nach einer Pause hinzu, und das in einem Tone, der zu sagen schien: wo kann es dir besser seyn, als hier? Sie seufzte betrübt, und schwieg, als ich nicht antwortete. Da erst fiel mir ein, wie nahe ich ihr wohnen könnte, wenn ich bei meinen Eltern bliebe. Ich wohne in B**, liebe Auguste, sagte ich. Mein Vater ist der Rentmeister

Treiber. Ich hoffe, wir werden uns öfter sehen.

Da erhob sie das schöne blaue Auge, worin schon eine Thräne funkelte. „Das ist schön!“ sagte sie. „Dachte ich doch schon, Sie wohnten tausend Meilen weit von hier, und ich würde Sie nie wiedersehen. Das ist schön! Da“ — sie griff nach ihrem Hute — „da begleite ich Sie bis an den Damm.“ Doch so eben kam eine Bäuerin; es gab Geschäfte, und ich mußte allein gehen. Bis über den Kirchhof weg begleitete sie mich. „Dort,“ sagte sie wehmüthig, und zeigte auf ein mit Blumen bestreuetes Grab — „dort schläft mein Vater. Ach, er war so gut, so gut! Wer ihn kannte, liebte ihn.“ — Wir standen an der Mauer. Ich ging allein hinunter; und sie sah mir nach, so lange sie mich sehen konnte.

Nun war ich allein unter der ersten schattigen Ulme des Dorfes, und sah zurück in den schönen Kranz von Weiden, worin das Dörfchen liegt. Von meinen Empfindungen kann ich dir keine Rechenschaft geben. Ich fühlte meine Seele so voll, meine Brust

so drückend schwer! Es war mir, als stürmten Schmerz und Wonne in meiner Seele kämpfend gegen einander, und als zögen mich tausend Banden unwiderstehlich zurück zu ihr. Das Leben wurde mir verächtlich, wenn ich daran dachte, daß ich von hier weg mußte. Ich ging zuletzt wie ein Träumender, wie ein Blinder, wie einer, der auf ewig das geliebte Vaterland verläßt; und endlich rief ich aus dem tiefsten Gefühle meiner Seele: ich bin allein!

Aber bald wurde mir diese Kälte gegen alles Andere, als das Mädchen, verdächtig. Ich philosophirte, zerlegte meine Gefühle, und kam mir selbst wie ein Thor vor. So ging ich, mit mir selbst streitend, als ich von ungefähr bemerkte, daß ein junger Bauer mir folgte. Ich redete ihn an, um mich von dem lästigen Zwiespalt zu befreien. Der Mensch war vier Jahre jünger als ich, und hatte ein Weib und zwei Kinder. So jung! sagte ich. Ei! erwiederte er eifrig: ich hatte meine Anne lieb! Jung ist man nur Einmal, und Weib und Kind, wenn man sie lieb hat, sind doch die Krone des Lebens. Man weiß,

wofür man arbeitet, sorgt und spart. Zum Leben gehört wenig, wenn man ein sparsames Weib hat, und einen eignen Herd.

Diese einfachen Worte entschieden den Streit in meinem Innern. Denn — sag selbst! — ist das nicht das Ziel alles Lebens? Ich durfte ja nur wollen, so hatte ich das Ziel des Lebens und des Glückes mit Einem Schritte erreicht. Justiz-Commissar: so hatte ich Herd, Weib und Kind, und mehr als das. Ich durfte nur sagen: ich will glücklich seyn! — So kam ich zu Hause an, voll geheimer, feuriger Hoffnungen, in die sich aber immer wieder verhaßte Zweifel drängten. Meine Mutter kam mir mit einem artigen Briefe des Ministers entgegen. „Wer weiß, lieber Ludwig!" sagte sie in ahnender Freude. — Ich weiß es besser, erwiederte ich; denn — lassen Sie alles gehen, wie Sie wünschen und hoffen, so verfliegen meine besten Lebensjahre. Man ist nur Einmal jung; und soll ich arbeiten, sorgen, so muß ich wissen, für wen, und wozu. Kurz, ich will nicht.

Meine Mutter war wie aus den Wolken

gefallen, und verlangte eine Erklärung, die sie denn kurz und gut bekam. Sie bat, sie erhitzte sich, drohete, schalt mich einen verkehrten Thoren, einen hochmüthigen Narren, der das Glück nur darum nicht wolle, weil es sich anbiete. Mein Vater giebt mir schweigend Recht, das weiß ich; indeß bittet er mich, doch etwas für den Frieden unseres Hauses zu thun.

Da hast du die ganze Sache; und nun entscheide selbst! Mich hinziehen mit dem Mädchen, bis die Wünsche meiner Mutter und meine eigenen auf einmal befriedigt werden können, das heißt die Blüthen des Frühlings von dem Herbste fordern, nicht aus der frischen lebendigen Quelle des Stromes trinken, sondern an der Mündung das schmutzige, laue, verdorbene Wasser, damit man ausrufen könne: hier ist der Strom groß, mächtig, tief und breit! wobei denn noch obendrein zu wagen ist, daß der breite Strom einen wegreißt. Das will meine Mutter, das wollet Ihr alle. Aber ich wäre rasend, wenn ich es thäte.

4.

B * *.

Ein böser Geist hat sein Spiel mit uns; ein guter ist es nicht, der uns den reitzenden Baum der Versuchung so lockend an den Weg stellt. Die Vermuthungen meiner Mutter sind nun Gewißheit. Ihr Bruder war unter einem angenommenen Nahmen erst Officier in Batavia geworden, dann Supercargo, dann Sabander (nächst dem General-Gouverneur der bedeutendste Beamte in dem ganzen Holländischen Indien). Er blieb unverheirathet, und hat ein unermeßliches Vermögen hinterlassen, das in der Amsterdammer-Bank steht. Meine Mutter ist, nach seinem Testamente, einzige Erbin. Das kam rasch, Schlag auf Schlag. Erst ein Brief von der Regierung in Holland, mit der Nachricht von der Erbschaft, ohne ihren Betrag zu bestimmen; dann die Nachfrage eines Advocaten, ob meine Mutter die ungewisse Erbschaft für 100,000 Gulden abtreten wolle. Hunderttausend Gulden! uns schwindelte! Dann Briefe, Documente, Anweisungen von

dem General-Gouverneur, dem Freunde meines Oheims, daneben Rath, und Empfehlungen an ehrliche Procuratoren, besonders an den General-Fiscal, der nach Holland zurückgekommen war und der sich in einem Briefe als einen Freund meines Oheims ankündigte.

Mit diesem Briefe kam zugleich meines Oheims Brieftasche, und seine Chatulle, die allein sehr große Summen enthielten. Die Hoffnung und die Begierde meiner Mutter wuchsen, wie bei dem Wassersüchtigen der Durst mit dem Wasser wächst; und doch übertraf das Vermögen ihres Bruders ihre Hoffnung und ihre Begierde.

Die ersten Tage gingen vorüber in einer calculirenden und sinnenden Stille. Meine Mutter lernte Summen berechnen, die sie vorher nicht hatte in Zahlen schreiben oder lesen können. Nach der Stille kamen sehr kleinliche Plane zum Vorschein. Meine Mutter wollte zuerst nur ihre beiden Nachbarn zum Erstaunen, zum Bewundern zwingen, dann die Straße, in der wir wohnten, dann das ganze Städtchen. Sie stieg von Plan zu

Plan, und fand zuletzt mit Erstaunen, daß ihr Geldbeutel reicher war, als ihre fruchtbare Phantasie. Aber dennoch gab es mitunter Augenblicke, wo der Geitz ihr zuflisterte, daß sie noch nicht reich genug wäre. Wir konnten sie Anfangs nicht bereden, nur tausend Gulden herzugeben, die wir nöthig brauchten. Sie vergaß nun Nachbarn, Straße, das Städtchen B * *, und brütete über neuen größeren Ideen.

Siegmund, du kennst ja meine Mutter, wie gut sie ist. Und dennoch war es das Erste, was sie mit allen den Mitteln, Menschen glücklich zu machen, that, daß sie zwei Herzen brach. Sie verbot einem jungen Landprediger, der sich um das Herz meiner älteren Schwester mit Glück beworben hatte, das Haus. Ein böses Omen für meine Liebe! Meine Schwester vergoß Thränen, die mehr kosteten, als die Perlen, womit sie ihr Haar schmückte; doch die Mutter sah es nicht.

Nun wurde nach und nach alles umgekehrt. Wir bekamen Equipage, freilich etwas geschmacklos, weil man glänzen und zugleich auch sparen wollte. Es wurden ein Paar

Bedienten angenommen, die sehr ärmlichen Lohn, aber eine sehr reiche, bunte Livrei, bekamen. Um einen Saal zu haben, mußten wir uns alle in ein enges Zimmerchen einkerkern. Mein Vater sollte sein Amt niederlegen, aber doch die Besoldung zu behalten suchen. Ehe Saal und Haus fertig waren, wurde in der Residenz um ein großes Haus gehandelt. Den ganzen Tag hatten wir Juden bei uns, die Edelgesteine und Perlen verschachern wollten, oft auch Mäkler, welche Landgüter, Häuser, Gemählde und dergleichen antrugen; ferner Rathgeber und Advocaten, die Rath gaben, die Prozesse und Geld suchten; Elende, die den wunderbarsten Träumen meiner Mutter schmeichelten, um bei uns essen zu können. Meine Mutter verborgte kleine Summen ohne Sicherheit zu hohen Zinsen, schlug aber größere Summen ab, die auf Grundstücke zu gewöhnlichen Zinsen verlangt wurden. Und doch waren ihr die Geldsummen zur Last; denn sie hatte einen bedeutenden Theil des Vermögens aus den Holländischen Fonds genommen, weil es ihr nirgends sicrer zu seyn scheint, als

in ihrem Schlafzimmer, in einem eisernen Kasten, den sie mit Angst und Unruhe in langen qualvollen Nächten bewacht, und den sie bei Tage darauf ansieht, ob ihm auch wohl mit List oder Gewalt beizukommen sey.

Kurz, wir machten Anfangs lächerliche Streiche, voll seltsamer Widersprüche, die uns dem Gelächter des Städtchens Preis gaben. In der That — das glaube ich fest — kann, ohne verächtlich zu werden, nur ein Weiser an dem Orte wohnen bleiben, wo er schnell reich oder schnell arm wird. Nach und nach, da denn meine Mutter den Umfang ihres Vermögens besser übersehen konnte, da es ihr mehr zur Gewohnheit und zur Gewißheit wurde, daß sie reich sey, — arbeitete sich ihre gute Natur unter Habsucht und Eitelkeit hervor. Sie fing an, meinem Vater und mir zu glauben, daß ihr Vermögen sich nicht behandeln lasse, wie das kleine Vermögen ihres Vaters, und daß nur große Plane Ordnung in ihre Geschäfte bringen könnten. So geschah denn auch wenigstens etwas. Der steife Prunk verlor sich allmählich: wir fingen an, einigen Geschmack

in Wohnung, Geräth, Kleidung und Tisch zu bekommen.

Aber desto mehr arbeitete nun die Phantasie meiner Mutter in die Zukunft. Der Reichthum wurde in ihren Augen nur ein Mittel zu etwas Größerem, Besserem, das sie selbst aber noch nicht zu nennen weiß. Sie hat fast das ganze Haus gegen sich — meinen Vater schon deshalb, weil er zu bequem ist, noch jetzt eine Rolle anzufangen, der er sich nicht einmal gewachsen fühlt. Meiner Schwester hat die Liebe einen Streich gespielt. Und ich? In der That, ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich nicht sehr oft mit sehr bedeutendem Vergnügen an den Reichthum dächte, der einmal mein wird. Wird! Denn jetzt? Ich glaube kaum, daß meine Mutter je auf den Gedanken kommt, mich zu etabliren. Mein Vater schlug es vor; sie sah ihn aber mißtrauisch an, und warf nun einen forschenden Blick auf mich. „Etabliren!" sagte sie mit wirklicher Härte. „Ich werde mich nie von meinen Kindern abhängig machen. Daran dürft Ihr nicht denken!" Abhängig? erwiederte mein Vater. Wer ver-

langt das! Aber unabhängig von uns sollst du deinen Sohn machen.

„Wozu will er denn unabhängig von uns seyn?" fragte sie — mit gerunzelter Stirn, und blieb mit ihren Blicken auf mir haften.

Weil er ein Mensch ist, sagte mein Vater; weil er andere Ideen hat, als du; weil ich wünsche, daß er uns auch jetzt, da wir reich sind, fort lieben möge: ein Glück, das reiche Leute so selten haben, eben weil sie den Kindern ihr Eigenthum vorenthalten.

„Vorenthalten? Eigenthum? Ich weiß nicht, wie ich das nehmen soll!" Sie sah mich und meinen Vater einen um den andern an. „Du hast wohl gar einen Plan, Ludwig?" fragte sie mich sehr schnell, — „der" — sie rieb die Stirn — „von dem du einsiehst, daß er mir nicht gefallen wird!"

Ich habe keinen Plan, liebe Mutter, am wenigsten den, sie zu überreden, daß Sie mir einen Theil des Ihrigen abtreten sollen, wenn Sie nicht von selbst dazu geneigt sind. Indeß hat der Vater im Ganzen Recht, nur bei mir nicht völlig. Ich bin schon unabhängig, weil ich arbeiten und entbeh-

ren gelernt habe. — Das mußte ich meiner Mutter sagen; sie mußte wissen, daß auf mich nicht zu rechnen war.

„Entbehren? wie so? Bei dem großen Reichthum, den die Vorsehung uns geschenkt hat? Wie soll ich das verstehen!"

Ihnen hat die Vorsehung gegeben, nicht mir; und so könnte es ja der Fall seyn, daß es gut für mich wäre, entbehren zu können, was ich entbehren müßte.

„Weiter! Du bist noch nicht fertig. Nenne einen solchen Fall! Ich sehe keinen."

Sie könnten ja Plane haben, liebe Mutter, die sich mit meinen Begriffen von Glückseligkeit nicht vertrügen. Sie könnten Opfer verlangen, die ich zu bringen nicht im Stande wäre, sogar Opfer, die ich nicht bringen dürfte."

Sie setzte sich verlegen nieder. „Giebt es Opfer," fragte sie, mich starr ansehend, „die der Sohn seiner Mutter nicht bringen dürfte?"

Liebe Frau, erwiederte mein Vater ernst; es ist schlimm genug, daß dein Sohn — und

er ist kein böser Sohn — so etwas denken muß.

„Sekretär soll er nicht werden," sagte sie mit sanfter Stimme; „ich habe seinen Wunsch erfüllt."

Hm! — sagte mein Vater — was denkst du denn aus ihm zu machen? Liebe Frau, du willst höher hinaus, als wir Alle, als es für unsere Ruhe gut ist.

„O Gott!" sagte sie erhitzt; „muß mein eigener Mann meine Kinder gegen mich aufhetzen?" Nun hob eine Scene an, die so heftig wurde, daß ich das Zimmer nicht früh genug verlassen konnte, und zu meiner Schwester ging. Mein Vater kam nach einer halben Stunde erhitzt zu uns. „Ich habe alles Mögliche für dich zu thun gesucht," — so redete er meine Schwester an; — „doch vergebens. Du weißt, deine Zufriedenheit ist mir sehr viel werth, mein liebes Kind; aber so laß denn auch die Ruhe deines Vaters etwas gelten! Wer soll, wer kann nachgeben, die Mutter oder die Kinder?" — Meine Schwester legte unmuthig ein kostbares Halsband von Steinen, das sie so eben umbinden wollte,

auf den Tisch, und sagte: ach, ich bin sehr unglücklich! . . . Sehr, sehr arm, mein Vater! setzte sie schluchzend hinzu.

Diese Worte: sehr arm! rührten uns Beide, mich am meisten. Während Edelgesteine in unserm Hause blitzten, verloren die bessern Edelgesteine, Liebe und Vertrauen, Glanz und Licht. „Sehr arm!" wiederholte ich, und verließ das Zimmer.

Ich ging nach Neuhof. Als ich in das Häuschen der Witwe trat, fand ich Augusten in großer Bewegung an dem Halse ihrer Mutter hangen. In Beider Augen standen Thränen der Freude, der süßesten Wehmuth. Die Mutter hatte einen Ring, das letzte Andenken ihres ehemaligen besseren Zustandes, den Nothpfennig, wie sie ihn nannte, den sie bis jetzt etwa für den Fall einer Krankheit aufgehoben, verkauft, um Augusten ein Kleid, das ihr nöthig war, zu schaffen. Das Kleid lag da, und Beide dachten nicht daran, so wenig wie an den Ring. Mutter und Tochter hatten Herz an Herz gedrückt, und fühlten nur ihre innige Liebe für einander.

Als ich kam, hob der Streit zwischen

Mutter und Tochter aufs neue an. „Ist es nicht wahr, Herr Treiber? Ich bin eine alte Frau — was soll ich mit einem Ringe? So ein junges Mädchen muß doch etwas haben, das ihr Freude macht. Sie wünschte sich ein solches Kleid, sagte mir aber kein Wort davon. Das rührte mich. Nothpfennig hin, Nothpfennig her! Ich bin, Gott Lob, gesund. Und würde ich krank — nun, deine Liebe, Gustchen, sollte mir eine gute Arzenei seyn. Habe ich nicht Recht, Herr Treiber? Wir sind freilich arm, recht arm, das ist wahr...“ —

Arm? sagte ich gerührt; mir fiel das „sehr arm!“ meiner Schwester ein. Arm? Guter Gott! ist denn diese Liebe nicht mehr, als die Schätze beider Indien? — Siegmund, ich mußte hinausgehen: so schmerzhaft wurde mir der Gedanke an den armen Reichthum meiner Familie! Hier sah ich die so sehr reiche Armuth dieses verwais'ten, verlassenen Hauses. Ich brauchte lange Zeit, mich von diesem Gedanken zu befreien, bis endlich Augustens Lächeln den bösen Dämon von mir trieb. — —

Hier, in diesem Häuschen, lerne ich, wie wenig und wie viel zum menschlichen Glücke nöthig ist. Etwa hundert und zwanzig Thaler beträgt ihre ganze Einnahme, alles zu Gelde angeschlagen; und doch bleibt ihnen für den Fest- oder den Geburtstag zu einer besseren Schüssel, oder zu einem Geschenke übrig. Sie entbehren sogar Schmuck, sogar Pracht nicht. Wenn ich da bin, sechs Teller von Steingut, anstatt zinnerner, ein Paar geschliffene Gläser, anstatt gewöhnlicher, ein feineres Tischtuch, ein Blumenkörbchen, anstatt einer silbernen Platmenage. Und die Mutter macht mit froher Eitelkeit, so gut wie meine Mutter, mich aufmerksam auf das zierliche Tischgeräth. Eine Handvoll sehr schöner Erdbeeren, und weißes Brot aus der Stadt macht das Dessert aus, das denn wohl eben so gut ist, wie das unsrige, wozu bisweilen alle vier Enden der Erde beitragen müssen. Und um dieses reinliche Tischchen her setze nun drei Menschen voll frohen Lebensmuthes, drei Herzen, die von Liebe und Vertrauen schlagen: so hast du mich, Augusten und ihre Mutter.

Ich gehe in dem Hause aus und ein, als Bekannter, als Freund — so nennt man mich höchstens. Daß Auguste mich mit inniger Wärme liebt, und daß ich sie mit heißer Leidenschaft liebe, daran denkt Niemand. Diese so oft wilde Leidenschaft hat die sanfte Natur unserer Herzen angenommen: sie fließt dahin, wie ein Bach, der unter einer Decke von Blumen, ungesehen und ungehört, fort rieselt, und dessen Daseyn man aus der frischen Farbe der Blumen ahnet. Unser Vertrauen ist nur herzlicher, Augustens sanfte Güte nur heiliger, zärtlicher und wehmüthiger. Wenn sie in dem Wäldchen bei dem Dorfe neben mir geht, versinkt sie oft in die Gefühle ihres ahnenden Herzens; aber ich bin gewiß, daß sie ihre Empfindungen nicht zu deuten weiß.

Ob die Mutter bei meinem Kommen und Gehen nicht mehr denkt? Kaum glaube ich es; denn sonst würde sie Augusten längst verständigt haben. Ein Verwandter, glaubt sie vermuthlich, wird den Antrag machen, wenn Jemand ihre Tochter heirathen will; denn so hat sie ja ihren Mann bekommen, ohne ihn

vorher gesehen und geliebt zu haben. Ich gehe da aus und ein, wie ein anderer Bekannter aus dem Dorfe.

Warum ich das thue? warum? — Ich bin entschlossen, Augusten zu heirathen, fest entschlossen. Was auch geschehen, wie es auch kommen mag — Auguste wird meine Frau. Ich sehe freilich, welchen Kampf, welche Opfer, das kosten wird; aber nur ich will kämpfen, ich will die Opfer bringen, die gebracht werden müssen, nicht Auguste. Sobald der wüthende Sturm vorüber ist, werde ich sie wecken; sie soll nur die Regentropfen, die, im Sonnenscheine blitzend, die Gegend verschönern, auf den Blumen hangen sehen. Noch einmal muß sie das Ungewitter verschlafen; und bricht der heitere, stille Morgen an, dann werde ich ihr sagen: wie schön ist es!

In meinem Hause weiß man noch kein Wort von meiner Bekanntschaft mit Augusten, ja nicht einmal ihre Existenz. Auguste hat von mir gehört, daß ich Treiber heiße; aber, daß ich der reiche Treiber bin, davon weiß sie nichts. Sie kennt sonst Niemand,

als enfernt wohnende Verwandten, und den Prediger des Dorfes, der seit funfzehn Jahren über einer Erklärung von der Offenbarung Johannis brütet, nicht von seinem Studierzimmer kommt, und keine Familie hat: wie soll also das Gerücht von unserem Reichthum zu ihr gelangen?

Ein Amt habe ich nicht, das wissen Mutter und Tochter. Sie halten das für ein Unglück, aber nicht für meine Schuld. Ich bringe Augusten zuweilen ein Paar Ellen Band mit, oder etwas gutes Obst, und der Mutter zuweilen ein Paar Pfund Kaffee, den mir ein Vetter, ein Kaufmann, schenkt. Für mich selbst nehme ich ein Paar Flaschen Wein mit hinaus, der mir aber nicht schmeckt, wenn ich ihn allein trinken soll. Das alles hat sich so natürlich gemacht, daß jetzt sogar die kleinen Geschenke keinen Anstoß mehr geben, wie Anfangs. Wie ich, würde der Sohn vom Hause behandelt werden, und er könnte nicht weniger und nicht mehr thun, als ich.

Da hast du eine Schilderung meines Glükkes, in den kleinsten Zügen ausgemahlt.

5.

Neuhof.

Hier sitze ich am Fenster, mein geliebter Siegmund, und habe meine Freude daran, daß der Frühling die jungen Flügel immer mehr ausbreitet, wie ein Schmetterling, der so eben erst aus seiner Hülle hervorschlüpft. Jetzt aber schlägt er, empor schwebend, die blumigen Flügel zusammen, und um ihn wehet die milde duftende Luft; er schüttet Blumen von seinem ambrosischen Haupte, und das tausendstimmige Concert der Vögel tönt unter seinem segnenden Fluge. Du weißt, mit welcher Sehnsucht ich den Frühling immer liebte; wie ich mich von allen Menschen wegstahl, sogar von dir, um mich in seinem milden Hauche zu laben; Du weißt, welch ein fröhlicheres, frischeres Leben aus meinem Innern hervorbrach, wenn der erste Hauch des Frühlings meine Brust umwehete. Aber wie wenig ist das alles gegen den Frühling der Liebe in meiner Brust, wo mich der mildere Hauch meiner Ewigkeit umwehet, wo in meiner Seele unendliche Blumen des Para-

dieses hervorsprossen, wo alle tausend Stimmen der lebenden und liebenden Natur in meiner Seele erklingen, und mein in Liebe flammendes Herz die ewige Sonne ist, die alles belebt! Und dieser Frühling meines Herzens fällt mit dem Frühlinge der Natur zusammen! Hier, in Neuhof, lebe ich nun schon seit acht Tagen; und vergäße man mich — ich würde alles vergessen, was nicht Auguste ist. Möchten die Menschen ihre verkehrten Spiele treiben! Ich wollte mich hier einkerkern lassen in die enge Hecke von Augustens Garten; ihr Lächeln würde das Ziel meines Ehrgeitzes, ihr Glück der Zweck meines Daseyns, ihre Liebe der Lohn meines Lebens seyn.

Lächle nicht! Bin ich ein Kind, nun wohl! Ich will ja nicht mehr seyn; und gebe der gütige Himmel, daß nie eine Minute komme, wo der Umfang ihrer Arme nicht mehr den Kreis meines Glückes umschlösse, wo ich zur Belebung meines Daseyns einer andern Sonne bedürfte, als ihres lächelnden Blickes! Denn — welche Treue ist heiliger, als die ich ihr zuschwöre! welche Tugenden sind einfacher,

edler, erhabner, als die ich ihr, wie ich fühle, schuldig bin! welche Opfer sind theurer, kostbarer, als die ihr zu bringen mein fester Entschluß ist! Was könnte ich denn in der Welt treiben, das nützlicher, belohnender und beseligender wäre, als Liebe zu Weib und Kind! Ohne Sitten ist die beste Staatsverfassung nichts; und mit Sitten ist die schlechteste gut. Woher entstehen aber Sitten anders, als aus dem Schooße glücklicher, einiger Familien? Mache die Menschen häuslich in Liebe und Familieneintracht, so sind sie tugendhaft, so steht das öffentliche Glück fest, unerschütterlich. Sage, was du willst — von Familienliebe geht alles Gute aus, und zu ihr kehrt alles zurück. Alle anderen Tugenden sind nur Ausläufer aus dieser Wurzel; aus der Liebe sproßt der Baum des menschlichen Lebens. Und also — das wollte ich beweisen.

Meine Eltern und meine Schwestern leben in **n. Wie gern schwieg' ich davon! Meine Mutter macht Riesenfortschritte zu dem, was sie Glück nennt. Wir haben einen Pallast in der Stadt, ein Landhaus vor dem Thore,

und schwimmen in einem Meere von verschwenderischer Pracht, von Vergnügungen und Festen. Mein Vater wurde Hofrath, dann kam ein Adelsdiplom, und — ich versichre dir, wir machen unserm Reichthum und unserm neuen Stande Ehre. Man gesteht uns sogar zu, daß wir Geschmack haben, daß man bei uns auf einem liberalen und großen Fuße lebt. Das kostet freilich große Summen; indeß erreicht meine Mutter ihren Zweck, zu glänzen, zu imponiren. Wäre das Vermögen geringer, so würde ich zittern; es ist aber groß genug, daß alles, was wir thun, davon bestritten werden kann. Alles? Guter Gott! da fand sich ein Mensch aus einem der ältesten Häuser in Deutschland, der in Paris Sitten, Grundsätze, Gesundheit und Vermögen verloren hat, und sich nun um die Hand meiner älteren Schwester bewarb. Das brachte uns denn in eine nähere Verbindung mit den ersten Häusern der Stadt und des Hofes.

Meine Schwester gestand endlich, daß sie sich mit dem jungen Prediger versprochen hätte. Der Mann ist sehr liebenswürdig:

das mußte selbst meine Mutter zugestehen. „Ein schöner Mann!" sagte meine jüngere Schwester bedeutend, „gegen den der Herr von Baren wie ein Pavian aussieht!" Aber das half alles nichts. Mein Vater schwieg betrübt, und nur dieses betrübte Schweigen setzt er itzt dem Despotismus meiner Mutter noch entgegen. Der Reichthum hat sie despotisch gemacht. Ich sprach endlich, und gewiß mit Kraft, mit Begeisterung; denn vor mir stand das blühende, Liebe verlangende und liebende Mädchen, das in die knöchernen Arme eines so ausgemergelten, häßlichen Sünders geworfen werden sollte. Aber das machte den Zorn meiner Mutter nur noch größer. Bei Gott! sie vergaß, daß sie unsre Mutter ist. Meine Schwester blieb Anfangs standhaft; doch endlich konnte sie dem Zorne, den Drohungen der Mutter nicht länger widerstehen. Sie willigte ein; als sie aber Ja sagte, verlor ihr liebliches Gesicht die Farbe, und wurde von einem unaussprechlichen Grimme verzerrt. „Was daraus entsteht, Mutter," sagte sie mit einer gräßlichen Kälte, „nehmen Sie auf Sich!"

Nehme ich auf mich! erwiederte meine Mutter ganz ruhig. — Es ist entsetzlich! sagte ich, und wendete mich mit Abscheu weg. — Entsetzlich! sagte auch meine jüngste Schwester schluchzend. Wir werden verhandelt, wie Lastthiere! Die Mutter hob die Hand auf, sie zu mißhandeln. Der Vater trat aber dazwischen, und sagte: sie ist mein Kind! und, bei dem lebendigen Gott, der dir den Reichthum zu einem Fallstrick gab! sie sagt die Wahrheit.

Meine Mutter stand in unserer Mitte, und sah in jedem Gesichte die stärkste Mißbilligung. Nun brach sie in Thränen aus, und sagte: „Ihr macht mich unglücklich! Bin ich nicht Mutter? Eure Mutter? Will ich denn etwas Anderes, als Euch glücklich machen?“ Diese Worte waren so rührend, und der Uebergang vom Zorne zu diesen Aeußerungen der Liebe so erschütternd, daß wir sie alle umarmten. Doch sie lehnte ihren Kopf nur auf die Schulter meiner älteren Schwester, und sagte schluchzend: „du allein liebst mich, Julchen.“

Wie es denn zu gehen pflegt — wir ver-

liessen einander gerührt, aber nicht besser, nicht glücklicher.

Meine Mutter eilte; schon nach einigen Tagen war die Hochzeit, und sie ging ruhig vorüber. Der arme Prediger! Ich wußte, daß ihm meine Schwester noch am vorigen Tage geschrieben hatte! — Am folgenden Morgen besuchte ich die unglückliche junge Frau. Sie war allein, und hatte geweint. „Ich bin aufgeopfert," sagte sie kalt, bitter, feindlich; „nicht von der Mutter allein, auch von Andern." Sie ergriff mit großer Heftigkeit einen Brief (wahrscheinlich von dem Prediger), ging stolz ein Paar Schritte, und sagte mit einem Lachen der Verzweiflung: „Nun wohl! die Mutter hat mich zu diesem Schlaraffenleben verdammt; so will ich es denn auch führen, daß sie sich wundern soll!"

Sie behandelte ihren Mann, der jetzt herein kam, mit unglaublichem Uebermuthe, Er sie mit Artigkeit, doch mit einem listigen, lauernden Blicke. Ganz offen sagte sie ihm in meiner Gegenwart: sie liebe ihn nicht, und müsse einen Mann verachten, der so niedrig sey, sich einem Mädchen aufzudringen. — Ein

schönes Compliment am Morgen nach der Hochzeit! sagte er lachend; ja, wenn ich es nicht besser wüßte!

Sie warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn, und sagte, auf mich sehend, in glühendem Zorn: „wie kann ein Mensch aus seiner Schande einen Spaß machen!" Ich ging, schwer gedrückt von dem Elende unseres Hauses.

Ach, Sigismund! muß ich weiter schreiben? Meine Schwester fing an, sich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Sie spielte, gab Fest auf Fest, und verschwendete, so viel sie nur konnte. Und — was das Schlimmste war — sie äußerte unbedenklich, in jeder Gesellschaft, wie sehr sie ihren Mann verachtete und haßte; ja, sie that sogar alles, was auch den unbesorgtesten Mann hätte eifersüchtig machen müssen. Ich weiß, das ist nichts als ein Spiel; aber — sie ist jung und schön. So zittere ich denn, daß aus dem Spiele Ernst werden könnte.

Zu uns kommt sie selten; und wenn wir sie einmal sehen, ist sie kalt und stolz gegen die Mutter. Sie spricht mit Hohn von

„Bürgerpack!" Mein Mann, sagt sie oft, und mit dem bittersten Hohn, ist wirklich adelig! Niemand läßt meine Mutter stärker fühlen, daß sie sich an den Adel drängt. Das Unglück hat ihr Herz verhärtet, und ich bin überzeugt, daß es ihr Vorsatz ist, böse zu seyn. Aus einigen Worten meiner jüngeren Schwester vermuthe ich, daß sie den Plan gehabt, ihr Verständniß mit dem Prediger fortzusetzen, daß dieser das aber für übermüthige Neckerei gehalten, und ihr mit Verachtung geantwortet hat. Ich zittere vor dem Ausgange.

Mein Vater meint, meine jüngere Schwester werde mehr Charakter haben und sich nicht zum Opfer der mütterlichen Eitelkeit machen lassen. Sie hat mehr Charakter, das ist wahr; du kennst ja den kleinen Trotzkopf. Aber dabei ist sie viel unbesonnener, leichtsinniger, und, beinahe glaube ich, auch sinnlicher, als ihre Schwester. Ich fürchte, sie hat so gut ihren Liebeshandel, wie die Frau von Baren; aber sie ist verschlossener, als diese. „Auf allen Fall," sagte sie neulich, als ich mit ihr darüber sprach, „muß ich Herr über

mein Glück bleiben; und dazu gehört, daß ich allein weiß, was ich denke: denn die Mutter könnte mich leicht zwingen, Alles an Alles zu setzen; und so um Glück und Tugend, wie mein Vater betrogen ist, lasse ich mich nicht betriegen!"

So ist hier Ein Herz gegen das andre eine verschlossene, wohlverwahrte Festung. Jeder bewacht, behorcht, belauscht den Andern, und trauet ihm nichts als Plane gegen sein Glück zu.

Mich hatte meine Mutter für das Staatsfach bestimmt; ich sagte dazu nicht Ja, nicht Nein. Jetzt habe ich es glücklicher Weise dahin gebracht, daß ich vorher erst ein beträchtliches Gut, welches wir gekauft haben, in Ordnung bringen darf.

Ich verließ das väterliche Haus in der That mit Freuden. Es war, als fiele eine schwere Last von meinem Herzen, sobald ich in das Freie kam. Und hier nun, als mir der Friede, die Liebe, in Augustens Gestalt, über den Kirchhof her, laut jauchzend, triumphirend, entgegen flog, und sich vor Freude darüber, daß sie mich nach der ersten langen

Abwesenheit endlich wiedersah, beinahe in meine Arme warf — „Endlich! endlich!“ rief sie: — welche Empfindungen erklangen in dem Einen Worte!... Als sie mich nun triumphirend, mit glühenden Wangen, und mit Thränen, die ihr, gewiß ohne daß sie es wußte, über die Wangen rollten, auf das kleine Haus ihrer Mutter zu führte, und ausrief: „Sehen Sie wohl, liebe Mutter? da ist er! er ist wieder da! endlich! O, liebe Mutter!“ als sie in überwallender Freude jauchzte, und nun beide Arme erhob, sie schnell um den Hals der Mutter legte, und mit sehr matter Stimme, zitternd, noch einmal sagte: „er ist ja nun wieder hier!“ — da verging die Endlichkeit des Lebens vor mir; mein Wesen fühlte sich ewig, unendlich. Diese Wonne konnte ich nicht tragen; sie hätte mein Herz zerdrückt, wenn ich länger stumm geblieben wäre.

Ich umfaßte sie, und zog sie von dem Herzen der Mutter an das meinige, das in dem Meere von Liebe vergehend, und doch so mächtig, schlug. Meine Auguste! rief ich, und meine Lippen lagen auf den ihrigen,

meine Thränen benetzten ihre Wangen. Ich war außer mir.

Sie hob ihr Engelsgesicht auf, und sah mich ernst, dann lächelnd, und immer lächelnder an, und es stürzten Thränen aus ihren Augen. Jetzt legte sie vertrauend ihr Gesicht an meine Brust. Hast du mich verstanden, Auguste? fragte ich, mit einem Blicke, der Liebe. Sie sah mich schweigend und erröthend an. Ich wiederholte meine Frage; und sie antwortete leise: „Wenn ich Sie nicht verstanden hätte... — wenn...“ — Dabei legte sie die Hand auf ihr Herz. Meine Auguste! sagte ich; hast du mich nun verstanden?

Sie sah mich wieder an. In ihrem Gesichte kämpfte Blässe mit Gluth, in ihren Augen Ohnmacht mit strahlendem Leben. „O, liebe, liebe Mutter!“ seufzte sie leise, und streckte ihr, noch immer von mir umfaßt, beide Arme zu. Ich führte sie langsam zu ihrer Mutter hin, und sagte: seyn Sie auch meine Mutter! Geben Sie mir Ihre Auguste! ich liebe sie.

Gott sey gelobt! sagte die alte Frau, und

warf gütige, tröstende Blicke auf ihre Tochter. Nun sagte Auguste mit ihrer letzten Kraft: „ich habe Sie verstanden; o, vom ersten Augenblicke an! Aber mich selbst verstand ich nicht. Ein Schmerz, den Sie gewiß nicht kennen, hat mir mein Herz offen gezeigt. Ich bin" — das sagte sie zitternd — „fast Braut. Heute sollte meine Verlobung seyn!"

Fast? rief ich erschreckend; fast? Also doch noch nicht. O, Gott sey gelobt!

„Ja, Gott sey gelobt!" sagte Auguste. „Ach, Mutter! wie unglücklich hätten wir werden können! O, sehen Sie nun wohl, daß ich Recht hatte?"

Recht? Wie so? worin? fragte ich.

Meine gute Auguste wollte durchaus nicht Ja zu der Anwerbung eines jungen Mannes sagen, der ein guter Mensch ist, allgemein geachtet wird, und sein Auskommen hat. Sie glaubte nun auf einmal, Sie würden sie heirathen. Ich zweifelte; aber sie blieb dabei. Unsre Verwandten, und ich selbst, drangen in sie. Ach, Herr Treiber, welche Tage, welche Stunden, seitdem sie meinen

Bitten um das Jawort nicht mehr widerstehen konnte! —

Auguste legte während der Erzählung ihren Kopf immer fester an meine Brust. „Aber nun," sagte sie, „bin ich ja glücklich! nun ist ja der Schmerz vergessen! Ich glaubte an seine Treue, und werde nun dafür belohnt!"

So wurde sie mein, Sigismund. Und diesen Frühling durchlebe ich, von der Liebe bestrahlt, an Augustens Herzen. Er geht dahin, wie eine große Feierstunde. Ich bin glücklich, glücklicher, als die Erfüllung meiner Jugendwünsche mich hätte machen können.

6.

Holzenach.

Hier bin ich, bei N**. Schicke deine Briefe unter der Adresse: an den Verwalter Döring; so heiße ich jetzt. Meine geliebte Frau läßt dich grüßen. Frau? Ja, das ist Auguste. Der Himmel lasse uns nur Gesund-

heit; dann nehme man mir alles, und ich bin dennoch glücklich.

Ich kam von Neuhof zu meinen Eltern. Meine Mutter hatte mir indeß einen Titel, eine Braut und ein reichliches Etablissement gegeben. Von dem Etablissement fing sie zuerst an; es war mehr, als ich jemals hoffen konnte. Dann kam der Titel; darüber lächelte ich. Endlich, nach einigen Umschweifen, der Heirathsvorschlag. Das ist unmöglich, liebe Mutter, sagte ich ruhig. Ueber diesen Punkt bin ich fest, wie ein Mann, und entschlossen, mein eigner Herr zu bleiben.

Anfangs ging es recht artig. Nach und nach wurde meine Mutter hitzig, und erlaubte sich sogar die Drohung, mir ihr Vermögen zu entziehen. Mutter! sagte ich, so stark ich nur konnte; sagen Sie so etwas noch einmal, so müßte ich kein Mann seyn, wenn ich je das Mindeste von dem Ihrigen nähme. Ich kann arbeiten, das wissen Sie, und schäme mich nicht, arm zu seyn: auch das wissen Sie.... Ich habe eine Braut.

Sie fuhr auf, mit einem in der That

mehr als weiblichen Zorne. „Meine Einwilligung bekommst du nie; und so ...“

Du bist eine reiche Frau! sagte mein Vater; ich aber bin Vater. Meine Einwilligung hast du, Ludwig; eine andre brauchst du nicht.

„Wie!“ sagte die Mutter erstaunend und erblassend: „Du? du giebst ihm deine Einwilligung?“

Ein Kind will ich doch wenigstens behalten!... Du hast meinen Segen zu deiner Heirath, lieber Ludwig.

„Deinen Segen!“ rief sie heftig; „aber nicht einen Pfennig, wenn er es wagt!“ Mit diesen Worten eilte sie zur Thür hinaus.

Mein Vater wendete sich ab, nach einem Bildnisse meiner Mutter aus ihrer Jugend hin. Er betrachtete es mit wehmüthigen Blicken; dann wendete er sich zu mir, und fragte ernst: was willst du thun, Ludwig?

Ich werde heirathen, dem Vermögen meiner Mutter entsagen, und Justizcommissar werden.

Heirathen, ja! Wie heißt deine Braut? Er schrieb seine Einwilligung zu meiner Hei-

rath nieder, und gab mir das Papier mit einer schmerzlichen Umarmung. Das Uebrige, sagte er, taugt nicht. Dem Vermögen deiner Mutter entsagen! Kann der Sohn der Mutter nicht ein hartes Wort verzeihen? Willst du sie denn ganz kinderlos machen? Behalte ihr dein Herz auf, mein Sohn, wenn deine Mutter alles verloren hat, außer ihrem schweren Geldklumpen. Er sann nach. Geh — unter einem fremden Nahmen — als Verwalter nach Holzenach, bis der Sturm vorüber ist, der unsere Liebe und unser Glück so umbarmherzig zerschlägt. Sey gehorsam, mein Sohn, und sey glücklich! —

Mein Vater ließ mir sogleich alle Papiere ausfertigen, die meine Heirath und mein neues Amt erforderten. Meine Mutter wollte mich durchaus nicht sprechen; und so konnte ich nicht von ihr Abschied nehmen.

Meine älteste Schwester ist ein seltsames, mir unbegreifliches Geschöpf geworden: kalt, einsylbig, herrisch, hochmüthig, despotisch, ganz allein eine vornehme Frau, und nichts weiter. Unser Haus besucht sie selten, und immer nur, um ihre Mutter die Geburt ihres

Man=

Mannes drückend fühlen zu lassen; ihr weiches Herz ist unter ihrem schweren Unglück zu Marmor geworden. Sie zeigte mir eine unerträgliche Verachtung, als sie hörte, daß ich eine Bürgerliche heirathen wollte. „Ich hoffe," sagte sie, zu meinem Erstaunen, eiskalt, „du wirst mich und mein Haus mit dem Anblick deiner Frau verschonen. Dabei blieb sie, und so schieden wir kalt aus einander.

Ja, mein Vater hat Recht. Meine Mutter fühlt, daß sie ihre Tochter auf ewig verloren hat. Sie thut alles, um ihre Liebe wieder zu gewinnen; doch vergebens! Meine jüngere Schwester trägt sich mit etwas Wichtigem. Sie schweigt, grübelt; aber man sieht, daß sie entschlossen ist. — —

An Augustens Herzen hatte ich in Einem Augenblicke alles vergessen. Sie wurde meine Gattin, und ich zog nach Holzenach als Verwalter. Meine Gründe, unsern Nahmen zu verändern fand sie gut, ohne weiter daran zu denken. Wir leben glücklich, sehr glücklich!

Mein Vater ist hier gewesen. Er liebt meine Frau unaussprechlich. In ihrer Ge-

sellschaft vergaß er allen seinen Kummer. Meine Frau läßt dich grüßen.

7.

Holzenach.

Siegmund, meine jüngere Schwester ist verschwunden. Die Mutter wollte auch sie verheirathen; sie erklärt aber, daß sie nicht will, und beruft sich auf ihre Schwester, obgleich der Mann, der ihr vorgeschlagen wurde, jung und gut war. Auf einmal ist sie, da die Mutter auf ihrem Kopfe besteht, verschwunden, und mit ihr eine große Summe Geldes und Kostbarkeiten. Man sucht auszuspüren, wohin sie ihre Zuflucht genommen hat; aber alle Nachforschungen sind vergeblich. Aus einem von ihr zurückgelassenen Briefe weiß man nur, daß sie mit einem Manne entflohen ist, der sie liebt. Diese Flucht hat meine Mutter sehr tief gebeugt, und das Schlimmste von allem ist, daß Julchen durch harte Vorwürfe, die sie ihr macht,

das Elend noch vergrößert. Sie drohet der Mutter, allen Umgang mit ihrem Hause abzubrechen, so wie sie nur einen Schritt thue, die Entlaufene wiederzufinden. „Wie kann ich mit einem Hause" — das sind ihre eigenen Worte gewesen — „länger in Connexion bleiben, wo der Sohn eine entehrende Mißheirath macht, und die Tochter mit einem Vagabunden entläuft!"

Die Mutter wagt es zuweilen, uns zu vertheidigen; dann zittert sie aber, daß ihre Tochter ganz mit ihr brechen könnte.

Mein alter Vater jammert mich. Er ist der Einzige, der durch diesen unnatürlichen Kampf zwischen Mutter und Tochter leidet; und doch hat er nicht den Muth, der letzteren den Kopf zu brechen.

Mein Glück steigt von Tage zu Tage. Heute denke ich, höher kann es nicht steigen; und morgen bin ich glücklicher, als gestern. Ich werde bald Vater seyn. Gott helfe durch diese schwere Stunde! Auguste ist sehr gesund.

8.

Holzenach.

Meine arme unglückliche jüngere Schwester ist wieder da. Sie war in die Hände eines elenden Verführers gefallen, der, unter der Maske von Genialität, Großmuth, Weltbürgersinn, sich ihres Herzens zu bemächtigen gewußt hatte. Wir würden sie gerettet haben, wenn wir ihr Geheimniß gekannt hätten; und wir kannten es gewiß, wenn sie das Vertrauen haben konnte, daß man sie glücklich machen wollte. — So lange das Geld meiner Schwester reicht, ist ihr Verführer der Vorige. Als es aber verzehrt ist, gehen sie zu einer Schauspielertruppe. Meine Schwester betritt die Bühne mit Widerwillen; aber sie muß. Nun will der Elende sie bereden, sich den Armen eines reichen Wollüstlings zu überliefern. Da erst lernt sie seine Schändlichkeit kennen. Sie trennt sich von ihm, weil er sie gemißhandelt hat.

Fast vergehend in dem härtesten Elende, schreibt sie endlich an unsern Vater. Meine Eltern machen Anstalten, ihr unglückliches

Kind zu holen. „Wie!“ sagt die ältere Schwester mit aller Härte eines unbeugsamen Stolzes; „Sie wollen eine Entehrte, eine Landläuferin, eine liederliche Schauspielerin hieher bringen? Sobald sie einen Schritt für das Mädchen thun, ist unser Umgang zu Ende!“ — Das abscheuliche Weib hält wirklich Wort.

Meine jüngere Schwester kommt an, und Julchen bricht ganz öffentlich mit ihren Eltern. Die Geschichte meiner Schwester, die man für ein Familien-Geheimniß hält, wird stadtkundig, wahrscheinlich durch die ältere Schwester.

Die Mutter ist außer sich vor Zorn, Wuth, Haß, Mitleid, Liebe, gedemüthigtem Stolz. Sie will ihre ältere Tochter enterben und, der Stadt zum Trotz, die jüngere bei sich behalten, sogar in Gesellschaft bringen. Das Letztere ist aber sehr unglücklich ausgefallen. Man hat meine Schwester beschimpft, und der Hochmnth meiner unglücklichen Mutter ist nun gänzlich gebrochen.

Endlich ist mein Vater mit seinem Rathe durchgedrungen; sie wird mit ihrer Tochter

auf das Land gehen, was auch die Aerzte rathen. Meine Schwester kränkelt; ihre Gesundheit haben Gram, Mangel, Beschämung, getäuschte Liebe und nagende Reue so geschwächt, daß sie wahrscheinlich sterben wird: die Aerzte zucken schon die Achseln.

Ja, sie kommen hieher, nach Holzenach. Ich muß schnell das herrschaftliche Schloß einrichten lassen. Der Zustand meiner Schwester hat sich auf einmal verschlimmert; meine Mutter weiß das aber nicht, und hofft noch immer. Guter Gott! das Ziel hat sie nun erreicht!

O, wie glücklich würde ich seyn, wenn das nicht wäre! — Mein kleiner Sohn ist ein Engel. Oft weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht, vor aller Freude, die ich habe.

9.

Holzenach.

Meine Schwester — ist todt. Sie liebte meine Frau, die, unter dem Nahmen der Verwalterin, ihre Krankenwärterin machte, so zärtlich, daß diese es wagte, ihr zu entdekken, wie nahe sie ihr verwandt wäre. Nun verlangte meine Schwester, mich zu sprechen; was ich denn heimlich that. Ach, Siegmund! so stürbe ein Engel, wenn er noch sterben könnte! Sie machte Niemanden, als sich selbst, Vorwürfe. „Hätte ich nur gestehen dürfen, daß ich liebte!" Das war das Einzige, was sie noch wohl sagte.

Meine Mutter war in der Regel den ganzen Tag bei ihrer kranken Tochter; und zu sehen konnte sie mich um so weniger bekommen, da des Verwalters Wohnung sehr weit vom Schlosse liegt. Endlich, als meine Schwester im Sterben ist, nimmt die Mutter sie in ihre Arme, und schreiet mit zerschmetternder Stimme: „o Gott! so bin ich nun kinderlos!" Die Sterbende schlägt die brechenden Augen noch einmal auf, und sagt mit

schwachen Tönen: „Ludwig, Ihr Sohn...“ Dann verläßt sie der Athem. Laut jammernd steht die Mutter an der Leiche; ihr Herz ist gebrochen, und ihr Stolz mit dem Herzen.

Mein Vater umarmt sie, ergreift ihre Hand, führt sie aus dem Sterbezimmer, schweigend, über den Hof zu meiner Wohnung, und öffnet das Zimmer, wo meine Frau auf meinen Knieen saß, und ihren Sohn an der Brust hatte.

O, Mutter! rief ich aus; und jetzt erst erkannte sie mich. „Mein Sohn Ludwig!“ sagte sie mit rührenden Tönen, und streckte mir die offnen Arme entgegen. Sie drückte lange die Lippen auf meinen Mund; dann sah sie umher, betrachtete meine Frau, meinen Sohn, das Zimmer, die Möbel, und sagte endlich: „was ist denn das alles hier?“

Mein Vater antwortete: das ist dein Sohn. Hier in diesem kleinen Stübchen wohnt er, mit Frau und Kind, und das höchste Glück des Lebens, Friede, Liebe und Vertrauen, mit ihm. Er ist hier Verwalter.

„Verwalter?“ fragte sie, ungewiß, ängstlich.

Ja, liebe Frau, das mußte er werden; du wolltest ihn ja nicht mehr seyn lassen.

„O!" rief sie, und ihr Herz zerfloß in Mutterliebe: „er ist mein Sohn. Ich bin seine Mutter, und er liebt mich noch. Nicht wahr, Ludwig? du liebst mich noch?"

Nun kniete ich vor ihr nieder, und meine Auguste, mit dem Sohne an der Brust, neben mir. Sie wendete das bleiche Gesicht, auf welchem Thränen hingen, schmerzlich gen Himmel, und rief: „ach, wenn sie mich nur lieben! ach, nur lieben!"

Es war eine herzzerreißende Scene, als sie, mich und meine Frau um Liebe bittend, uns und ihren Enkel, einen um den andern, an ihr Herz drückte. Jetzt, endlich unsrer Liebe sicher, führte sie uns triumphirend auf das Schloß. „Es ist dein, mein Sohn!" sagte sie; „alles dein, was ich habe!"

In der That, sie hat mir das Gut abgetreten. Meine Schwiegermutter, die bei mir ist, kann gar noch nicht begreifen, wie ihre Auguste zu einem Schlosse kommt. Ich hoffe, nun sind wir vollkommen glücklich. Adieu.

10.

Holzenach.

Mein Schwager lebt nicht mehr. Sein Tod hat glücklich auf das Herz meiner Schwester gewirkt. Sie nährt, ob sie gleich davon nichts merken läßt, in ihrem Herzen neue Hoffnungen, glücklich zu werden; und diese Hoffnungen haben die Eisrinde von ihrem Herzen weggeschmelzt. Mutter und Tochter sind wenigstens aufrichtig versöhnt, und leben Beide mit meinem Vater auf Grundeberg, einem zweiten Gute, das uns gehört. Meine Mutter wird nie aufhören, glänzen zu wollen, doch gewiß nicht wieder auf Kosten eines Menschenherzens.

Meine Auguste bittet dich zu Gevatter. Ihr gutes, demüthiges Herz ist mir Bürge dafür, daß mein Glück dauern wird, bis an unsern Tod. Gott sey mit dir, Siegmund! Ich erwarte dich, nach deinem Briefe, morgen mit deiner Frau, auf deren Bekanntschaft Auguste sich freuet. Gott segne dich, und alle Menschen, wie er mich gesegnet hat!

II.

Der Jahrmarkt.

Der Jahrmarkt.

1.

Die Pfarre.

Dort in dem Hause, dessen eine Hälfte mit Stroh gedeckt ist, weil die arme Gemeine nur die eine Hälfte des verfallenen Pfarrhauses hat ausbauen können; wo die rothgewürfelten Gardinen durch die kleinen, aber hellen, Fensterscheiben herscheinen, — wohnt Se. Wohlehrwürden, der Pastor Steinmetz. So eben tritt er aus dem Hause. Mit der großen Bibel unter dem Arm, seiner völlig ausgearbeiteten Predigt in der Tasche, und einem feurigen, ungeheuchelt frommen Eifer im Herzen, schreitet er langsam, rechts und links seine Beichtkinder grüßend, den Weg

zur Kirche. Hinter ihm geht seine Frau, schwarz gekleidet, wie ihr Mann, weil sie sich so halb und halb für eben so ehrwürdig hält, als ihn. Auch sie neigt sich rechts und links, nur schneller und freundlicher, und aufmerksamer, ob die Gemeine auch recht ehrbar und anständig heran kommt. Man sieht es ihr an, daß sie das Regiment im Dorfe führt; denn alles bückt sich vor ihr einen Zoll tiefer. Sie trägt ihr Gesangbuch und ihre Bibel, worin sie nicht weniger bewandert ist, als ihr Mann, wie eine Zierde, mit Ehrfurcht. Hinter ihr folgt ihre Tochter, Beckschen, aus Rebekka schmeichelnd geformt, weiß gekleidet, schneeweiß, nur mit einer Rose vor der Brust, mit einem leichten aber anständigen Gange, freundlich um sich her sehend, freundlich, wie der aufgehende Morgen. Sie giebt sich Mühe, ohne laut zu werden, den Hund und ein Paar Hühner zurück zu treiben, die sie begleiten wollen.

Freilich ist das die Familie im höchsten Putz; aber auch an Werkeltagen war nichts, als die Kleidung anders. Der Pastor, ein ernster, frommer Mann, studierte seine Dog-

matik fort, konnte sogar Arabisch lesen, und las seiner Frau jeden Freitag seine Predigt vor, um ihr Urtheil darüber zu hören. Da gestand er denn recht gern, und recht oft, daß sie die Menschen und das Dorf besser kenne, als er, und daß er seiner Gemeine erst recht nützlich geworden sey, seitdem er die Freitagssitzungen angefangen habe. Zuweilen wagte es die Frau sogar, seine dogmatischen Sätze anzugreifen; dann aber legte er ihr lächelnd, ohne ein Wort zu reden, den Finger auf den Mund, und sagte nachher vor sich, oder zu Beckschen: „als ob ich das nicht eben so gut beurtheilen könnte, wie jenes!“

Die Gemeine wußte um die Freitagssitzungen, und alles befand sich wohl dabei, besonders des Pastors Predigten. Auf diese Tage gründete die Frau ihr Ansehen im Dorfe, und die Gemeine nahm sich eben so gut vor der Frau Pastorin scharfem Ohr in Acht, wie vor des Predigers Augen. Man wußte, daß man der Frau Pastorin am Freitage nicht entgehen konnte, wenn man den Donnerstag etwas Unrechtes gethan hatte.

Daß sie eine Gelehrte wäre, gestand ihr die ganze Gegend umher zu, nur ihr Mann nicht, obgleich schon mancher Candidat durch ihre Fragen in Verwirrung gekommen war. Sie hatte eine Beschreibung des heiligen Landes gelesen, und besaß einen Kupferstich vom heiligen Grabe eigenthümlich. Nun ging fast kein Tag hin, an welchem sie nicht Rebekken die Berge Sinaï und Horeb (welche aber Rebekka nie unterscheiden lernte) beschrieb, und den Teich am Dorfe mit dem See von Tiberias verglich. Bei dem Evangelium vom barmherzigen Samariter, dessen Geschichte ihr Mann jedes Mal nur für ein Beispiel, nicht für eine wirkliche Begebenheit erklärte, konnte sie sich nie enthalten, wenn ihr Mann las: „es war ein Mann, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho;" zu Rebekken zu sagen: „es war im Felde Adonim, das heißt im Blutfelde; und die Begebenheit ist wahr."

Wir wollen der gelehrten Frau die kleine Schwäche verzeihen; denn ihr Mann hatte auch eine, wie wir ja Alle eine oder die andre haben. Er gestand Niemanden Gelehr-

sam-

samkeit zu, der nicht Arabisch wußte; und er war ein gelehrter Mann, nur Arabisch wußte er nicht. Doch der Friede wurde zwischen dem Blutfelde der Frau, und dem Arabischen des Mannes nicht erdrückt. Sie liebten einander herzlich. Der Mann gestand der Frau zu, daß sie mit ihrer Nachtigallstimme den Gesang der Gemeine so gut wie eine Orgel leiten könnte; und die Gemeine war überzeugt, daß dem heiligen Amte etwas fehlte, wenn die Frau Pastorin nicht in der Kirche war. Ihr Blick stillte jedes Geplauder, erweckte jeden Schläfer; und wenn sie, bei einer rührenden Stelle, nach dem weißen Tuche griff, welches auf ihrer Bibel lag, so kamen alle weißen Tücher in Bewegung, und alle Augen bereiteten sich zu Thränen. „Amen!" sagte sie laut, mit ihrem Manne; und die Miene, womit sie das einzige Wort sagte, der Propheten-Blick dabei, hatte so viel Werth, wie eine ganze Predigt: er drückte das Propheten-Siegel auf die Predigt ihres Mannes.

Sie war eine eifrige Christin, aber eine noch eifrigere Lutheranerin: sie verachtete die

Bayerische Staatsbibliothek München

Juden, handelte aber mit jedem, der die Pfarre betrat; sie haßte die Katholiken, gab aber jedem Bettelmönche, mit frommer Scheu, ein reichliches Almosen, vorzüglich denen, die für das heilige Grab sammelten. Am liebsten las sie die Offenbarung Johannis; und besonders daher war etwas Poetisches in Allem, was sie sagte. Sie haßte alle gemeinen Worte, und hätte gern ihre Küchenbefehle mit der Posaune gerufen. Nie sagte sie: zieh dich rechtlich an, Beckschen; sondern: selig ist, der da wachet, und hält seine Kleider, daß er nicht bloß wandele, und man seine Schande sehe. Sie hatte die besten Mägde in der Gegend, und alle gingen frömmer und keuscher aus ihrem Hause, als sie hinein gekommen waren; denn, wenn sie von einem Mädchen mit ihrer klingenden Stimme sagte: an ihrer Stirn stehet geschrieben die große Babylon, die Mutter der Hurerei und aller Gräuel! so war das Mädchen so gut, wie in den Bann gethan. Man zitterte vor ihrer Beredtsamkeit, die wie eine Geisterbeschwörung klang.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zu diesem Ideal einer Landprediger-Familie gehörte auch Rebekka, immer schneeweiß gekleidet, nach dem Ausspruch ihrer Mutter: „und die Heiligen waren angethan mit schneeweißen Kleidern; und die Jungfrau, Beckschen, ist heilig vor Gott, und um eine schneeweiße Seele gehört ein schneeweißes Gewand, das leuchtet wie der Glanz des Himmels." — Das blonde Haar ohne Puder, ohne Frisur, (denn die fromme Mutter hatte die eifernden Propheten zu gut inne, um eins von beiden zu erlauben) hing lockig, wie die Natur es ringelte, auf die Schultern des Mädchens herab, und gab ihr das Ansehn eines Engels, der unter frommen Menschen wandelt. Die angenehmsten Geschäfte der Haushaltung, Geschäfte voll Liebe, gehörten für die liebliche Jungfrau: das Füttern der Hühner und Tauben, das Pflanzen und die Pflege der Blumen. Sie war unbeschreiblich schön; aber noch Niemand hatte ihr das gesagt, sogar ihr Spiegel nicht. Sie kleidete sich sorgfältig und zierlich; doch eitel konnte sie dadurch nicht werden: denn

jedes Kleidungsstück wurde mit einem Verse aus der Bibel geheiligt.

Als sie vierzehn Jahre alt war, bekam sie das erste weiß = seidene Kleid. Der Schneider aus der nahen Stadt sah, als Beckschen es anzog, erstaunend das liebliche Mädchen, so schlank, mit dieser blühenden Fülle von Gesundheit, mit diesem schönen Lächeln, mit diesen großen, freundlichen, klaren Augen. Er wollte so eben sagen: zum Verlieben, hochgeehrteste Frau Pastorin! Aber in demselben Augenblicke zog die Mutter die Tochter an ihr Herz, hielt die Hand an ihre Stirn, und sagte laut und andächtig: „lasset uns freun und fröhlich seyn, und Gott die Ehre geben! Denn es ward ihr gegeben, sich anzuthun mit reiner und schöner Seide. Die Seide aber ist die Gerechtigkeit der Heiligen! Offenbarung am neunzehnten."

Beckschen faltete die Hände; der Schneider, der in seinem Leben noch nicht gedacht hatte, daß ein neues Kleid mit einem Spruch aus der Bibel eingeweihet werden könnte, faltete die Hände gleichfalls, und Beckschen

wußte, daß sie mit dem Kleide in ihrem Herzen auch die Gerechtigkeit der Heiligen trug. Sie war fromm, freundlicher-fromm, als ihre Mutter, kindlicher, lieblicher, (denn ihre Mutter gehörte fast mit zu den sieben Engeln, die ihre Blutschalen auf die Erde gossen), doch nicht weniger poetisch. Ihre Phantasie, in schöner Bewegung, kannte nichts Unreines: sie war heilig, wie das Herz ihrer Mutter, und wußte nichts, als Mährchen aus dem heiligen Lande, die sie auf Treu und Glauben ihrer Mutter als wahr annahm, ohne je darüber nachzusinnen. Ihr Vater machte sie nicht irre; denn er hielt dafür, daß eine halb und halb poetische Religion dem Weibe gar nicht schaden könne. Beckschen würde damals, außer ihrem Hause, eine seltsame Rolle gespielt haben mit ihren blonden, natürlichen Engelslocken, und ihrem weißen, langen Nonnenkleide; jetzt freilich wäre sie in der Mode. Sie kannte nichts, als ihr Dorf, die Flur umher, die Menschen in ihrem Dorfe, ihr Haus, ihren Garten, ihren Hühnerhof und alle die Ereignisse, die in diesem kleinen

Kreise vorfallen konnten. Von der Stadt hatte sie nur gehört, und jenseits der Stadt kam, ihrer Meinung nach, bald der klassische Boden ihrer Mutter, aus dem sie manchen Nahmen behalten hatte, das heilige Land. Darauf beschränkten sich ihre Kenntnisse fast ganz. Zwar hatte sich der Schulmeister des Dorfes erboten, Rebekken in der Musik zu unterrichten; auch wünschte der Vater das: aber die Mutter wollte sonst nichts erlauben, als singen. Sie berief sich siegend auf die Stelle: die Stimme, die ich hörte, war als der Harfenspieler, die auf ihren Harfen spielen, und die da sungen, sind Jungfrauen, erkauft aus den Menschen zu Erstlingen Gottes; „und Beckschen," fuhr sie fort, „wenn du nun singen lernest, so laß in deinem Munde kein Falsch gefunden werden: denn der Mund, der singet, muß heilig seyn."

Der Schulmeister welcher vor Zeiten als Chorist in der Oper mitgesungen hatte, lächelte ein wenig. — Der Mund, Frau, der redet, muß heilig seyn, sagte der Pastor.

„Wie viel mehr," sagte sie schnell, „der Mund, der singt!" Sie zog das Singen der Rede bei weitem vor, und fuhr erhabner fort: „Beckschen, Rebekka, mein Kind! wenn deine Stimme singend den Herrn gelobt hat, so bewahre deine Zunge; denn sie ist heilig geworden. Aus Einem Munde gehet zwar Loben und Fluchen. Es soll nicht, lieber Bruder, also seyn Quillet auch ein Brunn aus Einem Loch süß und bitter? Und nun, geh, Rebekka, und Gott gebe dir eine Stimme, wie ich sie habe! Ein Geschenk von oben; aber ich habe es nie gemißbraucht."

Hier lächelte der Pastor ein wenig. Er dachte an das Amen, das sie immer laut mitsprach; doch er sagte weiter nichts, als zu dem Schulmeister: recht gründlich, Herr Gevatter! recht gründlich! — „Und lieblich und wohllautend!" setzte die Mutter hinzu.

So hatte Beckschen singen gelernt, und, weil der Schulmeister ein sehr tüchtiger Musiker war, recht gründlich. Da sie nun das Ohr und die Kehle ihrer Mutter hatte, und tausendmal so viel poetischen Sinn, als der

Schulmeister, so sang sie in Kurzem so schön, daß ihr Lehrer meinte, es säße in ihr eine prima donna. Er fürchtete sich vor der Pastorin viel zu sehr, als daß er es gewagt hätte, weltliche Sachen mit Beckschen zu singen; doch er half sich: er nahm Italiänische Arien und Duetten. Freilich wurde der Pastorin wohl bei einem idolo mio! oder einem o caro! unheimisch. Aber was wollte sie machen? sie verstand die Worte nicht, und der Pastor, der allerdings sehr wohl wußte, was sie hießen, sagte ernst: liebe Frau, den Reinen ist alles rein; und da Beckschen nicht weiß, was sie singt — „Freilich, da sie es nicht weiß," sagte die Mutter. Freilich! wiederholte der Schulmeister. Aber da irrten sie alle Drei: denn Beckschen verstand zwar das Italiänische nicht; sie übersetzte aber die Töne, welche sie sang, in Empfindungen, die bebend in ihr Herz drangen und die ersten Thränen des Gefühls in ihr blaues Auge trieben. Doch das alles war nur das leise Mittönen ihres Herzens, nur der schöne Accord einer Aeols-Harfe, nur die prophetische Geisterstimme des künftigen Glückes, das sie

nicht kannte: nicht einmal Sehnsucht, nur ein feineres Gefühl ihres Glückes. Noch schwärmte sie wie ein frohes Kind unter ihren Blumen umher, und hatte die Grenze des Paradieses nicht betreten: sie kannte, ja, sie ahndete die Liebe nicht.

Doch deshalb war Rebekka ganz und gar nicht unwissend: denn sie war, als sie das erste seidene Kleid bekam, kein Kind mehr; und als ihre Mutter ihr Brautbett bereitete, woran Rebekka, nunmehr funfzehn Jahr alt, helfen mußte: da erzählte ihr die Mutter ihren eigenen Lebenslauf, wie ihr Mann, Beckschens Vater, ein sehr geehrter Candidat, sich um die Pfarre, und zugleich um ihre Hand, beworben habe, wie er Adjunctus geworden sey, und sie seine Frau. „Und so, Beckschen," fuhr sie fort, (wobei die Tochter recht genau Acht gab) „so gebe Gott, mein Kind, daß auch du einmal dem Manne, der bei uns um dich wirbt, antwortest, wie ich deinem Vater antwortete! Er kam in den Garten, mich zu suchen, und fand mich, ein gutes Vorzeichen, unter einem Apfelbaum, Hohelied am achten. Ich

wurde roth, wie die Aepfel über mir: denn ich wußte, warum er mich suchte, und ich hatte ihn schon längst recht lieb; denn es war weit und breit kein gelehrterer Mann, und auch kein besserer: das Zeugniß gebe ich ihm hier vor Gott, bei dem Brautbett seiner Tochter, mit Thränen in den Augen. Da kam er zitternd, und ward roth, und sah mich verstohlen an; und ich erröthete noch mehr, als er, und zitterte noch mehr. Aber der Herr gab mir Kraft! Ich machte es nicht, wie es wohl die Jungfrauen machen, von denen die Schrift sagt: die Jungfrau verachtet dich, und spottet dein, und die Tochter Jerusalems schüttelt das Haupt dir nach. Ich sah vor mir nieder zu Boden, und er machte seinen Antrag, ach! so rührend, Beckschen, daß mir die hellen Thränen, wie jetzt, aus den Augen liefen. Aber da ermannte ich mich, und sagte Ja, und legte meine Hand in die seine. Da fragte er, ob ich ihn auch liebte. Und ich sagte sanft, aber doch mit Eifer: setze mich wie ein Siegel auf dein Herz! denn Liebe ist stark, wie der

Tod, und Eifer ist fest, wie die Hölle! Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viel Wasser nicht möge die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen. Das sagte ich, Beckschen; und so wollte ich, du könntest es einmal eben so wahr sagen. Doch wie Gott will!"

Liebe Mama, sagte Beckschen; so könnte ich unmöglich antworten. Die Mutter lächelte, und sagte: „man kann noch viel mehr, mit Gottes Hülfe. Das gebe Gott! Und vergiß den heutigen Tag nicht, und meine Lehre laß nicht von deinen Augen kommen; denn der Mann ist Herr des Hauses, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn. Aber sieh auf mich, Beckschen! Dein Vater ist Herr; doch ich bin Frau. Und so sey auch du, alles mit Gott! Wo du etwas siehst, da rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune! Jesaia am acht und funfzigsten.

Das könnte ich noch weniger, liebe Mama, sagte Beckschen. „Warum nicht, mein Kind?

wenn du vor Gott rufst und mit Gott. Denn viele Männer sind nicht wie dein Vater, der auf meine Stimme hörte. Wer weiß, wer dir bestimmt ist, zu dem du sagen kannst: warum fasten wir, und du siehst es nicht an? warum thun wir unserm Leibe wehe, und du willst es nicht wissen?" — Und nun hielt sie ihrer Tochter noch eine lange Vorlesung über den heiligen Ehestand.

Man sieht, daß Beckschen recht gut über die Ehe unterrichtet seyn konnte, besser als manche junge Frau, die schon Jahre lang verheirathet ist. Aber Liebe, das einzige Wort Liebe, kam gar nicht in dem Unterrichte vor; und ließ es sich einmal durchaus nicht vermeiden, so erhielt es den Beisatz: eine Flamme des Herrn. Kurz, Beckschen wußte für ihr Alter recht viel; und hätte sie Französisch und Italiänisch verstanden, so würde sie für eine feine Dame haben gelten können. Jetzt aber war sie nur so unschuldig, so weiß, so ohne Flecken, wie ihr Kleid, und ihr Herz so heilig, wie ein Gebet ihrer frommen Mutter.

2.

Der Jahrmarkt.

Beckschen war sechzehn Jahr alt; und nun, meinte die Mutter, wäre es Zeit, sie auf den heiligen Ehestand vorzubereiten, sowohl leiblich als geistlich. Daher wurde Rebekken unverhohlen erklärt, daß sie das nächste Mal den Jahrmarkt, der zwei Meilen weit von dem Dorfe, in und bei einem kleinen Flecken, gehalten wurde, mit ihrem Vater besuchen sollte, um daselbst für das ganze Jahr Gewürze, Kaffee und Zucker einzukaufen. Die Mutter hatte kaum den Entschluß gefaßt, ihre Tochter dahin zu schicken (und sie mußte ihn fassen, weil eine Verletzung des Fußes sie am Gehen hinderte): so belehrte sie Beckschen auch über die Preise und die Güte der Waaren, und nannte ihr die Krämer, mit denen sie seit zwanzig Jahren gehandelt hatte. Der Vater begleitete seine Tochter als Ehrenwache; auch wurde eine Magd mitgenommen, welche die eingekauften Waaren in einem geräumigen Korbe tragen sollte.

Rebekken schwindelte das Köpfchen von

der Erwartung aller der Dinge, die sie sehen würde. Dieser Jahrmarkt war besonders für die Prediger der umliegenden Gegend ein Fest; denn sie hielten da ihre Synode, verhandelten auf dem Markte ihr Korn, hörten von neuen Büchern, neuen Ketzereien, und brachten einen Mittag fröhlich mit einander zu. Für das junge Volk war mit dem Jahrmarkt ein Freischießen verbunden, wobei unter einem Zelte getanzt wurde, und wo die Frauen und Töchter der Prediger und der Pächter, die damals noch nicht neue Moden aus den Hauptstädten kommen liessen, den Städterinnen die Moden absahen, um sie, so gut sie konnten, nachzumachen, wenn sie wieder zu Hause kamen. Es war ein fröhliches Volksfest für die Gegend, die keine andren Vergnügungen kannte.

Die Pastorin gab die Tage vorher ihrer Tochter eine Menge guter Lehren, und machte es dem Vater recht sehr zur Pflicht, Beckschen ja nicht aus den Augen zu lassen, und sie lieber mit auf die Synode zu nehmen, der sie selbst, zu großer Verwunderung der Prediger, immer beigewohnt hatte.

Der Vater und die Tochter versprachen Beide, auf alles wohl Acht zu haben; und nun wurden recht förmlich Anstalten zu der großen Reise getroffen. Rebekka stand vor der Mutter, und ließ sich geduldig von ihr mustern. Nein, die Mutter konnte sich nicht enthalten, das liebliche Mädchen, das da in dem Reitze der Jugend, der Unschuld und der entzückensvollen Erwartung vor ihr stand, an ihre Brust zu drücken, und dann leise zu dem Vater zu sagen: „und wenn ihr ein Engel begegnete, er könnte nicht schöner seyn, als sie!" Zum ersten Male trug Rebekka heute ein rosenrothes Band zu ihrem weißen Kleide, und ein Sonnenhut beschattete das liebliche Gesicht und die blonden Locken, über die jetzt die Mutter zum ersten Mal den Kopf schüttelte, weil kein Mädchen sie trug, nur Rebekken ausgenommen.

Endlich hatte die Mutter Alle gehörig unterrichtet, und entließ sie mit den Worten: der Herr sey mit Euch! Sie würde viel darum gegeben haben, wenn sie hätte das Kreuz machen dürfen, als sie Amen sagte. Doch, sie begnügte sich, Mann und Tochter

noch einmal herzlich an ihre Brust zu drükken, und ihnen aus dem Fenster nachzusehen.

Rebekkens Füße schwebten wie auf Wolken, und die Erde schien leicht unter ihr weg zu gehen, als sie das Dorf hinter dem Hügel, über den sie weggehen mußten, beim Zurückblicken verschwunden sah, und sich nun ein neuer Kirchthurm, den sie gar nicht kannte, aus dem Thale vor ihr erhob. Der Vater schritt mit seinem großen Rohr voraus, wie er gewohnt war, und Rebekka folgte ihm, fast ein wenig ungeduldig darüber, daß er so langsam ging. Sie trug ihr Kleid aufgeschürzt, um es nicht vom Staube beschmutzen zu lassen, und ging leicht daher, wie eine Nymphe, den lachenden, sinnenden Blick vorwärts gerichtet, mit einem himmlischen Lächeln. Jetzt kam sie zum ersten Mal in einen Wald. Da dachte sie an das Adonim ihrer Mutter, wurde ein wenig ängstlich, und sah rechts und links um sich her. Doch es ließ sich kein Räuber sehen, sondern ein schlanker, wohlgekleideter junger Mann trat aus einem Nebenwege, gerade als der Prediger vorüber ging, in die Straße. Der

junge

junge Mann nahm vor der ehrwürdigen Gestalt des Predigers den Hut ab; und als so eben Rebekka hinter dem verbergenden Baume hervorkam, blieb er, mit dem Hut in der Hand, wie fest gezaubert stehen.

Rebekka erfüllte jetzt den ersten Befehl ihrer Mutter: sie machte ihm eine andere Verbeugung, als den Bauern in ihrem Dorfe; indeß erröthete sie über und über, weil die Verbeugung gänzlich mißrieth. Der junge Mann hatte das zum Glück nicht bemerkt; denn er verbeugte sich so ehrerbietig, so tief, daß es sogar der Magd auffiel. Der machte Augen, Beckschen! sagte diese leise, damit der Vater es nicht hören sollte. Aber ich weiß auch gar nicht, wie Sie heute aussehen, Beckschen! wie ein gemahltes Bild! Ja, der dachte wohl nicht, was wir für einen Engel in Eschenhorst haben. Wahrhaftig, er kommt uns nach! Und er sieht selbst aus, wie ein Engel!

Er kommt uns nach? dachte Rebekka, und ihr fielen die Ermahnungen ihrer Mutter ein. Ohne sich umzusehen, ging sie schnell an die Seite ihres Vaters, der an

seine Amtsbrüder dachte, und an den so seltenen fröhlichen Mittag, den er in ihrer Gesellschaft zubringen wollte.

Der junge Mann näherte sich ganz dreist. Sie haben etwas verloren, liebe Mamsell, sagte er, und hielt ihr das Schnupftuch hin, das ihr aus der Hand gefallen war, als sie schnell an die Seite ihres Vaters hin ging. Nun hatte er gar eine Veranlassung, sie anzureden, gefunden! Sie erröthete, und wußte kaum, ob sie das Tuch nehmen sollte, oder nicht. Der junge Mann reichte es ihr hin, und redete den Vater an; so nahm sie es denn ohne Verlegenheit. Ein warmer Tag, Herr Prediger! Ich fürchte, wir werden ein Gewitter bekommen. Sie haben ohne Zweifel nicht mehr weit zu gehen?

Das wäre! sagte der Prediger, und sah nach dem Himmel, während der junge Mann einen verstohlnen Blick auf einen schöneren Himmel, Rebekkens liebliches Gesicht, warf. Sie hatte sich für ihr Schnupftuch bedankt; das war ihm entgangen. Jetzt, da sie sehr wohl sah, daß er sie betrachtete, verbeugte sie sich, um den Befehl ihrer Mutter zu er-

füllen, daß sie nie etwas annehmen sollte, ohne sich zu bedanken; aber die Worte wollten dem lieben blöden Mädchen nicht gelingen.

Es scheint, sagte der Vater mit Kopfschütteln, als hätten Sie Recht; und wir haben noch eine gute Meile bis Beiren. Das käme mir gar nicht gelegen, nicht meinetwegen, nein, um meiner lieben Tochter willen.

Rebekka fühlte, daß der junge Mann sie jetzt wieder ansehen würde; sie untersuchte daher schnell den Himmel. Doch nun wurde ihr nach oben gerichtetes Auge so schön, daß er desto starrer nach ihr hin sah. Beim Niederblicken nun mußte ihr Auge an dem seinigen vorüber; und da wurde sie denn in der That ein wenig verdrießlich über sich selbst und über ihr Schnupftuch.

Doch alle Betrachtungen wichen jetzt denen über den Donner, der in der Ferne immer lauter wurde. Der Prediger gerieth augenscheinlich in große Verlegenheit, und fing an, schneller zu gehen. „Dazu rathe ich Ihnen nicht," sagte der junge Mann sehr freundlich: „dem Gewitter können Sie nicht mehr entfliehen; es kommt schon herauf,

und zieht schnell. Näher als eine gute halbe Stunde ist hier herum kein Haus. Durch Laufen werden Sie sich erhitzen, lieber Herr Prediger; und der Regen wird sie dann schnell erkälten. Wenigstens könnte das doch für Ihre Mamsell Tochter gefährlich seyn." — Ja! erwiederte der Prediger, den Himmel betrachtend; Sie haben Recht. — Und jetzt erhob sich der Sturmwind; es fielen große Regentropfen, und Blitz und Donner kamen näher. Der Prediger zog schnell seinen Ueberrock an; Beckschen aber stand verlegen da, in ihrem leichten Kleidchen von Musselin.

„Sie sind sehr warm, liebes Kind," sagte der junge Mann mit freundlicher, eindringender Besorgniß. „Ich bitte Sie, ohne Umstände." Damit zog er seinen Rock aus, und hängte ihn dem Mädchen über die Schultern. Beckschen aber sagte, über und über erröthend: „das ist unmöglich!" und gab ihm seinen Rock zurück. — „Sie selbst ... Sie selbst ..."

Ich bin ein Jäger, antwortete der junge Mann, indem er den Rock wieder um sie fugte. Sie glauben nicht, wie gewohnt ich

dergleichen bin. — Er hatte den Rock so schnell, so in Einem Momente, von oben bis unten zugeknöpft, daß Beckschen gefangen war, und sich nicht mehr mit den Händen, sondern nur mit Worten, vertheidigen konnte. Ihr Vater machte Umstände; da aber der junge Mann ihm versicherte, daß die Gesundheit oder wohl gar das Leben des lieben Mädchens in Gefahr wäre, so ließ er sich alles gefallen. Nun lös'te der besorgte Jüngling das Band auf, womit Beckschen ihren Hut unter dem Kinne zugebunden hatte, nahm ihr den Hut ab, gab ihn der Magd, ihn im Korbe vor dem Regen zu schützen, band dann Beckschen ein Paar Tücher aus dem Korbe um den weißen Hals, und das alles mit einem so freundlichen Gesichte, daß sie wieder, und recht dankbar, lächeln mußte. Ich bin noch nicht fertig! sagte er, faßte die langen blonden Locken am Nacken zusammen, schlug sie in die Höhe, und setzte ihr dann seinen Hut auf, der mit Wachstuch überzogen war. Nun umfaßte er sie unvermuthet, hob sie auf, trug sie eine kleine Anhöhe

hinan, auf der ein großer Baum stand, und sagte: hier sind Sie sicher vor der Nässe.

Beckschen war in seiner Gewalt; denn sie konnte unter dem zugeknöpften Rocke die eingesperrten Arme nicht bewegen. Auf einmal stürzte nun eine furchtbare Regenfluth herab. „O, mein Himmel! aber Sie!" sagte Beckschen bei jedem neuen Regengusse. — Er versicherte, daß er sehr glücklich wäre, und sah Beckschen mit freudig funkelnden Augen an. Die Magd stand abwärts unter einem Baume; der Prediger hatte den Hut in die Augen gedrückt, kehrte seiner Tochter den Rücken zu, um nicht den Regen in's Gesicht zu bekommen, und stand schweigend da. Nur der junge Mann wendete die Augen dem Sturme, dem Regen, und den dankbaren Blicken des lieblichen Mädchens entgegen, welches ihm ja mit nichts, als eben mit diesen Blicken, dafür danken konnte, daß er um ihretwillen vom Regen triefte, während sie ganz trocken da stand; denn sobald der Wind nur eine Falte an ihrem Kleide oder ihrem Tuche verschob, brachte er beides sogleich wieder in Ordnung: er wehrte jeden Regen-

tropfen, jeden Windstoß, so gut er konnte, von ihr ab, bis nach einer Stunde der Regen vorüber war, und die Sonne wieder hinter dem Gewölke hervorblickte.

„Nun!" sagte Rebekka, und gab ihm ein Zeichen, daß sie aus ihrem Gefängnisse befreiet zu werden wünschte. Behutsam band er die Tücher um ihren Hals los, zog ihr seinen nassen Rock aus, nahm ihr den Hut ab, und — sie litt es ganz unschuldig — ihre Locken von der Scheitel, und ließ sie wieder auf die Schulter und den weißen Nakken hinunter fallen. Endlich setzte er ihr den Strohhut wieder auf, und band ihn langsam unter ihrem Kinne zu, wobei er den stillen funkelnden Blick auf ihren Augen festhielt. Mit einem sanften Lächeln beugte er jetzt den Kopf ein wenig; denn er war fertig. Noch viel freundlicher blickte sie ihn an, beugte sich mit lieblicher Grazie gegen ihn, und sagte leise, doch feierlich, in dem Tone ihrer Mutter: „nie wird Ihr Andenken in meiner Seele erlöschen, noch Ihre Liebe in meinem Herzen!" Das sagte sie in der frommen Unschuld ihres Herzens, weil sie diese Worte oft von

ihrer Mutter gehört hatte. Er sah sie verwundert an; doch schnell erwiederte er: Ihr Bild, meine Liebe, wird keine Zeit in meiner Brust auslöschen. Beckschen neigte noch einmal das blonde Köpfchen, nahm dann seinen Rock, und hängte ihn, ausgebreitet, an einen Zweig, in die Sonne, um ihn zu trocknen.

Der junge Mann sah nachdenkend die liebliche, leicht schwebende Gestalt der Jungfrau, wie sie beschäftigt war, ihm den kleinen Dienst, den er ihr geleistet, zu vergelten. Noch nie in seinem Leben hatte er diesen hohen, seelenvollen Ausdruck der reinsten Unschuld in einem Mädchengesichte gesehen: so demüthig und so erhaben zugleich, so fromm, so liebreitzend, so blöde, und doch so angenehm! Und immer tönten in seiner Seele ihre Worte, die ihm immer räthselhafter wurden, je öfter er daran dachte — die Worte, die sie mit der seelenvollsten Stimme so feierlich gesagt hatte: „nie wird Ihr Andenken in meiner Seele erlöschen, noch Ihre Liebe in meinem Herzen!"

Endlich konnte die kleine Karawane weiter ziehen. Aber die Wege waren kothig

und schlüpfrig geworden. Beckschen mochte, so viel sie wollte, an den Befehl ihrer Mutter denken, keinem jungen Manne die Hand zu geben, keinen freundlich, und am wenigsten lange, anzusehen: sie hatte den letzteren übertreten, und übertreten müssen; denn der junge Mann, den sogar die Magd mit einem Engel verglich, hatte sie ja in den Rock geknöpft, und ihr die Tücher um- und abgebunden. So war es ja doch gar nicht anders möglich gewesen: sie hätte ihn angesehen, und wenn auch ihre Mutter zur Stelle gewesen wäre. Bis zum Handgeben war es indeß noch nicht gekommen: damit tröstete sie sich. Doch jetzt, bei dem schlüpfrigen Wege, ergriff der sittsame und doch so dreiste junge Mann ihre Hand, und führte sie; da aber, wo der Regen breite Pfützen gebildet hatte, hob er sie ohne Umstände auf, und trug sie vorsichtig hinüber, sie mochte erröthen, so viel sie wollte. Ihr Vater sah es, und machte dabei weder ein saures, noch ein süßes Gesicht: er dankte nur von Zeit zu Zeit dem jungen gefälligen Manne recht sehr für seine Güte. „Ich möchte doch wissen," dachte Beckschen

wohl hundertmal bei sich selbst, „wie ich das alles hätte vermeiden können!"

Sie that, was sie nur immer konnte, den Befehl ihrer Mutter zu erfüllen: aber das Schicksal hatte nun einmal beschlossen, daß es nicht seyn sollte; denn mitten in ihrem Selbstgespräche glitt ihr Vater aus, und fiel. Sie schrie laut auf, und der junge Mann sprang hinzu, um den Pfarrer aufzuheben. Dieser hatte sich beim Fallen den Fuß vertreten; man hielt daher Rath, was nun zu thun wäre. Mit Hülfe des Stockes und des jungen Mannes, der den Prediger sehr angelegentlich bat, ihn nicht zu schonen und sich recht fest auf ihn zu lehnen, gingen sie weiter. Der Fremde war nun doch wenigstens mit den Augen bei Beckschen, da er sie nicht mehr an der Hand haben konnte, und lächelte ihr bei jeder schlüpfrigen Stelle Muth zu. So erreichten sie ein Dörfchen, das ganz nahe vor ihnen lag, doch nur mit Hülfe des jungen Mannes, der zuletzt den armen Prediger fast tragen mußte. Er führte diesen in das erste gute Haus, das sie antrafen. Man wollte sie Anfangs nicht aufnehmen, und die

Prediger-Familie wurde nun schon ängstlich: doch der junge Mann nahm die Frau vom Hause bei Seite; und kaum hatte er einige Worte mit ihr gesprochen, so erbot sie sich mit der größten Freundlichkeit zu allen möglichen Diensten.

Nun machte man für den Fuß des Predigers Umschläge, und brachte ihn bald in ein gutes Bett. Morgen, meinte der junge Mann, würde der Fuß schon wieder so weit seyn, daß der Herr Prediger seinen Weg fortsetzen könnte. Beckschen war es nun schon gewohnt, in allen zweifelhaften Fällen den jungen Mann, als ihren Hoffnungsstern, anzusehen. Sie sah ihn auch jetzt an, als ihr Vater sagte: wenn aber nun nicht? — Freundlich erwiederte der Fremde: „verlassen Sie Sich darauf! Sie sollen morgen recht bequem zu dem Jahrmarkte kommen." Beckschen nickte mit dem blonden Köpfchen, als wollte sie sagen: nun ist es gut! Jetzt wurden Anstalten zum Abendessen gemacht, und Beckschen so wenig, als ihr Vater, begriff so recht, wie der junge Mann es anfing, alles so geschwind zu Stande zu bringen. Sie beka-

men ein sehr gutes Abendessen, mit einer Flasche ganz vortrefflichen Wein, und die Frau vom Hause wartete bei Tische mit einer Ehrerbietung auf, als ob sie Fürsten gewesen wären.

Ein Jäger sind Sie? fragte der Prediger, und drückte dabei die Hand seines Wohlthäters. Beckschen sah ihn starr an; denn die Jäger waren bei ihr nicht in gutem Ruf, von Nimrod her — dessen Grab nicht weit von Damaskon stehet, setzte die Mutter jedes Mal hinzu, so oft Nimrod genannt wurde; oder bisweilen auch: von dem noch jetzt das Sprichwort in Damaskon sagt, so hurtig wie Nimrod. Dieses Sprichwort aus Damas schwebte Beckschen heute wohl hundert Mal auf der Zunge, wenn sie sah, wie alles so schnell gethan wurde, was sie nur wünschen mochte. Diesen Abend stiegen denn die Jäger in ihrer Phantasie ein Paar gute Stufen höher. Selbst der alte Zauberer Nimrod mit seinem Grabmahle gewann bei ihr durch die Hurtigkeit und das Geschick seines jungen Standesgenossen.

Am folgenden Morgen war es Beckschens

erster Gedanke und erste Sorge, wie es der hübsche Nimrod wohl anfangen würde, ihren Vater nach dem Jahrmarkte zu schaffen. Sie hörte seine Stimme schon unten im Freien, und steckte das Köpfchen aus dem kleinen Fenster ihrer Schlafkammer hervor. Wie erschrak sie! Vor der Thüre hielt ein Wagen, so schön und so prächtig sich ihre Phantasie ihn nie hätte denken können, mit vier Isabellen bespannt. Sie ging eilig in das Zimmer zu ihrem Vater; denn ihr fing an sehr bange zu werden, daß der junge schöne Jäger ein so arger Zauberer seyn könnte, wie der alte von Damaskon. Daher flüchtete sie sich denn recht eigentlich unter den Schutz ihres Vaters, und setzte sich so nahe zu ihm, daß sie ihn berührte.

Ich zweifle, Beckschen, sagte der Vater, ob wir dieses Mal nach dem Jahrmarkte kommen werden. „Lieber Vater," sagte Beckschen mit einem tiefen Seufzer; „wir werden hinkommen, so hurtig, wie —" Nimrod, hätte sie beinahe gesagt, wenn nicht so eben der Jäger in das Zimmer getreten wäre. Wie gut sich alles trifft! sagte er lä-

chelnd. Es fährt ein Wagen nach dem Jahrmarkte; und wenn Sie wollen, so... — Beckschen stieß ihren Vater sanft an; der schlug aber das Anerbieten nicht aus. Man frühstückte nun wieder sehr gut, und dann führte der Jäger den Vater in den Wagen. Beckschen folgte ihrem Vater bedenklich; die Magd mit ihrem Korbe saß schon auf dem Bocke. Die Thüren flogen zu, und Beckschen, die dem jungen hübschen Manne gegenüber saß, wiegte sich auf den atlassenen Polstern, und erstaunte, als sie sah, daß die Häuser so schnell an den Fenstern der Kutsche wegflogen. Wagen Israel und seine Reiter! hätte sie gern gerufen. Jetzt sah sie den Jäger immer nur mit großer Schüchternheit an, und schien nachzusinnen; doch ehe sie wußte, worüber sie sann, hielt der Wagen schon in Beiren, dem Flecken, wo der Jahrmarkt war.

Beckschen sah mit Erstaunen, daß sie erwartet wurden. Man führte sie in die besten Zimmer des Gasthofes, der ganz voll Menschen war. Bald kam, recht wie gerufen, ein Wundarzt, der den verletzten Fuß besah,

und zu Beckschens Freude erklärte, daß der Kranke nur Einen oder zwei Tage brauchte. Das ist recht gut! sagte der Prediger; aber nun komme ich um die Synode und meine ganze Freude!

Der Jäger erkundigte sich nach dieser Freude, und sagte dann mit einem Händedruck: „Sie sollen nicht um Ihre Freude kommen. Ich will Ihnen alle Prediger, die hier sind, zuschicken, während Ihre Mamsell Tochter sich ausruht.“ — Ja, erwiederte der Prediger; aber Beckschen! wer hilft der einkaufen?

„Ich, lieber Herr Prediger, ich! Darauf verstehe ich mich sehr wohl. Ich selbst bin hier, um für mich einzukaufen.“ Beckschen seufzte, und wurde roth; denn jetzt — es ließ sich nun einmal nicht ändern! — mußte sie gar mit ihm ausgehen! Und der junge Mann war wieder so hurtig, wie Nimrod, nach dem Sprichworte der Mutter. Ehe noch eine Stunde verging, hatten sich schon ein Dutzend Prediger bei ihrem kranken Amtsbruder zum Frühstück eingefunden. Auch zum Mittagsessen waren sie alle eingela-

den. — „Durch einen Engel von jungem Manne, Herr Bruder!" sagte einer; „man konnte ihm unmöglich etwas abschlagen."

Das Frühstück kam, und war so leckerhaft und so reichlich, daß Beckschens Vater und alle seine Amtsbrüder vor Erstaunen erst ganz stumm da standen. Schon nach einigen Minuten hatte man die wechselseitigen Erkundigungen nach Frau, Familie und den Kornpreisen abgethan. Nun ertönte das Zimmer von Gelehrsamkeit; und der Prediger Steinmetz vergaß den Schmerz an seinem Fuß, und hielt dem Arabischen eine lange Lobrede, in die Alle, Jeder mit seinem Glase in der Hand, einstimmten.

Beckschen saß, völlig angekleidet, still und bescheiden, in einer Ecke des Zimmers. Sie sah nur auf den Jäger, mit welcher Freundlichkeit der die Herren bediente, und wie er durch ein Paar schmeichelnde Worte jedem Stummen den Mund zum Trinken und zum Sprechen öffnete.

Welch ein Wein, Herr Bruder! sagte Jeder, der sein Glas ansetzte, zu seinem Nachbar. Der reichste und rundeste unter ihnen,

der

der sich auf guten Wein besser verstand, als auf das Arabische, versicherte mit Kopfwiegen: so ein Gewächs wäre ihm lange nicht vorgekommen.

„Und nun," sagte der Jäger, „lassen Sie uns gehen, liebe Mamsell. Sie seh'n, wie vergnügt Ihr Herr Vater ist. Ich habe viel einzukaufen." — Mit einem Seufzer stand sie auf, und sah ihren Vater an, der ihr zurief: geh nur, liebes Kind, und der Herr sey mit dir und mit deinem Kaufe! Sie machte eine Verbeugung, und ging, die Arme dicht an den Leib haltend, und entschlossen, den Jäger heute, vor allen Leuten, nicht wieder anzufassen, wie gestern. Aber auf dem Saale standen mehrere Damen, hoch aufgeputzt, mit schwankenden Federn auf der Stirn, und mit langen, rauschenden Schleppen hinter sich. Das gute, unerfahrne Beckschen träumte sogleich von Prinzessinnen, oder doch wenigstens Gräfinnen; ach! und sie nun, in dem einfachen und leichten, weißen Kleidchen, mit einem bloßen Strohhut über den blonden Locken, fühlte sich auf einmal durch allen den Flitter des Modeputzes gedrückt. Die Damen wendeten

die Augen nach ihr hin; und nun ergriff sie in der Angst den Arm ihres Jägers, der auf einmal die Gestalt eines Königs hatte: so richtete er sich auf, so stolz sah er auf die Weiber hin, die Beckschens Anzug schon mit einem Lächeln musterten! Alle machten Platz, als er befehlend rief: ist Niemand da? und nun der Wirth, der sogleich kam, sich fast bis auf den Boden bückte. Er bestellte etwas kurz ab; dann ging er stolz mitten durch die Damen hin, indessen Beckschen demüthig an seinem Arm neben ihm her schlich.

Vor dem Hause hielt der Wagen mit den vier Isabellen wieder. Alle Fenster waren voll Damen, welche die prächtige Equipage bewunderten. Als der junge Mann dem Kutscher zurief: auf den Jahrmarkt! und dann Beckschen ehrerbietig in den Wagen half; da hörte sie hinter und neben sich sagen: wie schön! wie Englisch gekleidet! und sah sich neugierig um, von wem man das wohl sagen möchte.

Bei den ersten Jahrmarkts-Buden hielt der Wagen, und der Jäger stieg mit Beckschen aus. Die Verlegenheit des unschuldigen Mäd-

chens wuchs mit jedem Augenblick; denn sie bemerkte nun, daß sie gar nicht so gekleidet war, wie die übrigen Frauenzimmer, die, nach Art der Kleinstädterinnen, alle Farben in Band, Flor und Federn, und alle Arten von Putz an sich trugen.

Ach! sie fürchtete, heute würde eine Prophezeiung an ihr erfüllt werden. Die Mutter sagte nehmlich, wenn sich Beckschen, ihrer Meinung nach, recht sehr geputzt hatte: „sey nicht stolz darauf, mein Kind! Ein Pfau ist schöner geputzt, und eine Blume lieblicher anzuschauen, als du. Stolziere nicht; denn du würdest den Weibern in der Welt ein Gelächter seyn, und die Jungfrauen würden den Kopf dir nach schütteln." Beinahe so etwas hatte sie auf dem Saale gesehen, als ihr Führer so stolz um sich her blickte; und auch jetzt bemerkte sie, daß alles die Augen auf sie heftete. Nun fürchtete sie mit jedem Augenblicke das Gelächter der Weiber und das Kopfschütteln der Jungfrauen. Aber sie kam glücklich durch, ohne zu begreifen, wie das zuginge. Sie sah nehmlich den reich gekleideten Bedienten nicht, der ihr mit vieler

Ehrerbietung folgte; und hätte sie ihn gesehen, so würde sie ihn vielleicht für einen Fürsten gehalten haben, da sein Kleid so dicht mit Golde besetzt war.

Nun fing sie an einzukaufen, und ihr Geschäft ging gut von Statten, da ihr Begleiter, der ebenfalls einkaufte, allem Dingen bald ein Ende machte. Als der Einkauf vollendet war, nahm der Bediente, zu dem sich noch ein Paar andre Leute anfanden, die Packete, und trug sie nach Hause, während der Jäger mit Beckschen weiter ging, die Herrlichkeiten des bunten Jahrmarktes zu besehen. Hier gingen mehrere junge Mädchen am Arme junger Männer umher. Das machte ihr Muth; noch mehr aber that es die bescheidene Zutraulichkeit ihres Begleiters. Sie fing an zu plaudern, und so recht aus Herzensgrunde. Er hörte ihr mit einem freundlichen Lächeln des Beifalles zu, als sie von ihrem einsamen und doch so glücklichen Leben erzählte, und von ihrer frommen Mutter, von ihrem guten Vater, und wie ihn alle Bauern im Dorfe so herzlich liebten und ehrten. Die Vergleichungen aus dem heiligen Lande und die Bi-

belsprache hatten ihn in Erstaunen gesetzt; jetzt erfuhr er denn, woher sie rührten.

Beckschen redete recht gut, zuweilen sogar schön, und immer poetisch. Er setzte sich mit ihr auf einen Rasen, um ein blindes Mädchen zu hören, das zu einer Harfe eine rührende Ballade recht angenehm sang. Die Melodie gefiel Beckschen. Der schöne Nimrod erkundigte sich, ob er die Ballade nicht in Noten haben könnte; aber die Blinde spielte nur nach dem Gehör, und hatte nichts auf Noten. „Wenn ich nur einen Bleistift hätte," sagte Beckschen, „und ein Stückchen Papier!" Ihr Begleiter nahm seine Schreibtafel aus der Tasche, und Beckschen zog nun Noten-Linien, schrieb mit großer Fertigkeit die Töne auf, welche die Blinde ihr vorspielte, bezeichnete den Baß ein wenig, und ließ sich den Text von ihr geben. Der Jäger erstaunte; doch Beckschen that das so arglos, als könnten das alle Menschen.

Zu Hause sang sie dem Jäger, weil er sie recht sehr darum bat, doch nicht ohne Erröthen, die Ballade vor, und zwar mit einer so reinen, so schönen Stimme, und so sicher,

daß er sie mit einem immer süßeren Lächeln betrachtete. Nachmittags hatte Beckschen noch einige Kleinigkeiten einzukaufen, und ging mit ihrer Magd — denn sie war nun schon ein wenig dreister geworden — auf den Jahrmarkt. Ihr Vater befand sich so wohl, daß auch er einen Besuch bei dem Geistlichen des Ortes machte.

Als sie zurückkam, übergab ihr der Wirth ein mit Bleistift geschriebenes Billet, in folgenden Worten: „Ein unvorhergesehener Unfall, meine Freundin, trennt mich von Ihnen. Ich muß diesen Augenblick fort. Die vier und zwanzig Stunden, welche ich in Ihrer Gesellschaft zugebracht habe, sind die schönsten meines Lebens. Ich nehme Ihre Ballade mit, liebe Rebekka; sie soll mir ein theures Andenken unserer Bekanntschaft seyn. Im Wirthshause ist alles bezahlt. (Dies für Ihren lieben Vater, dem Sie mich empfehlen sollen.) Sie, liebe Rebekka, werden, hoffe ich, ein Andenken an den Jahrmarkt mit Ihrer freundlichen Güte aufnehmen. Ihre fromme Mutter grüßen Sie von mir. Leben Sie wohl. Ich habe nie mit mehr Schmerz ein Lebewohl

geschrieben, als heute. Es ist, als schiede ich auf immer von dem Heil meines Lebens. Leben Sie wohl, und erinnern Sie sich zuweilen, bei dem alten Zauberer Nimrod, des Jägers, der, wenn auch Er zaubern könnte, alle seine Kunst dazu verwenden würde, jeden Wunsch des reinsten Herzens, des Ihrigen, zu erfüllen. Adieu!"

3.

Der Rückweg.

Beckschen las diese Zeilen erst lächelnd; dann aber trübte sich ihr Gesicht immer mehr, und zuletzt wurde das helle blaue Auge von einer dunkeln Wolke verhüllt, aus welcher Thränen hervor brachen.

Der Herr war eben so betrübt! sagte der Wirth. Es kam ein Mann zu Pferde, der ihm einen Brief brachte; und nun wurde sogleich angespannt. Er schrieb dies auf seinem Hute, und siegelte mit einer Oblate. Es ist gewiß ein lieber Verwandter von Ih-

nen, der Herr? Wie gesagt, er war recht betrübt über seine schnelle Abreise.

„Ach, nein!" sagte Beckschen, wieder lächelnd; „ich kenne ihn gar nicht. Er ist ein Jäger: das ist alles, was ich von ihm weiß. Aber er war so gut! o, so gut!"

Der Vater kam zu Hause, und hatte gar keine Schmerzen mehr an seinem Fuße. Er wollte Beckschen den Abend in das große Zelt begleiten, damit sie tanzen sehen sollte; doch ihr war alle Lust vergangen. Ach! sagte sie: was sollen wir noch länger hier? Es ist alles eingekauft, und mich verlangt nach Hause. Der Vater war bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, und sagte: wenn wir gut gehen, Beckschen, so können wir um zehn Uhr dort seyn; dann hat die Mama eine unruhige Nacht weniger.

Man packte ein, und Rebekka mußte ein Paar Packete tragen helfen, weil nicht alles in den Korb ging, da dies Mal so sehr viel eingekauft war.

Unterweges ging Rebekka bald vorn, bald hinten nach, um den Fragen auszuweichen, die bald ihr Vater, bald die Magd an sie

thaten, und um mit aller Gemächlichkeit an den Jäger denken zu können.

„Hier standen wir, lieber Vater, als das Gewitter war," sagte sie mit großer Lebhaftigkeit.

Richtig, Beckschen! Ich wollte nur, du hättest nach seinem Nahmen gefragt.

Ja, den hätte Rebekka selbst für ihr Leben gern gewußt! — Unter Muthmaßungen über seinen Stand und seine große Güte kamen sie endlich glücklich nach Hause. Die Mutter ging ihnen mit hoher Freude entgegen, und dankte Gott, daß sie gesund wieder da waren. Dann aber fiel sie sogleich über das Mitgebrachte her. Sie öffnete ein Packet, und erstaunte, daß es ein Stück Taffent war. Was ist denn das? fragte sie mit großen Augen. „O, liebe Mutter," sagte Rebekka, mit den freundlichsten Blikken: „das kommt von unserem Nimrod. Lieber Himmel! das ist doch gar zu viel!"

Nimrod? Wer ist denn der Nimrod? fragte die Mutter.

„Ei, Mama!" antwortete Rebekka schnell: „ein junger Jäger, der uns unterweges be-

gegnete: so freundlich, so gut, wie ein Engel. Fragen Sie nur den Papa!" setzte sie schnell hinzu, weil die Mutter die großen Augen, worin schon Vorwürfe zu lesen waren, auf sie heftete.

Ein Mensch, Mama, sagte der Vater, ohne den wir unglücklich gewesen wären. —

„Ich habe sein Kleid angehabt, und seinen Hut auf dem Kopfe," fiel Rebekka ein.

Sein Kleid angehabt? Rebekka! kennst du die Bibel nicht besser, und meine Gebote?

„Ja, Mama, ich dachte recht mit Angst daran. Aber er hatte mich zugeknöpft, — so hurtig wie Nimrod, könnte ich sagen: fragen Sie nur den Papa! Was wollte ich machen? Ich steckte in seinem Rocke, wie ein Kind in den Windeln. Er band mir Halstücher um, nahm mir den Hut ab, und setzte mir seinen auf, alles in Einem Augenblick."

Ja, sagte der Vater, das alles ist wahr. Wir können es ihm nicht genug verdanken.

„Und er trug mich durch alle Pfützen, liebe Mama! — Ich konnte doch nicht anders;

ich mußte ihn um den Hals fassen. Fragen Sie nur den Papa!"

Das that er. Ein wahrer Schutzengel war er mir, als ich meinen Fuß verrenkt hatte. Ohne ihn wären wir umgekommen. — —

Endlich kam es denn zu einem ordentlichen Erzählen, und die Mutter konnte nun den Zusammenhang begreifen. Sie schüttelte lange und sehr besorgt den Kopf, und warf bedenkliche Blicke auf ihre Tochter, die nicht aufhörte, mit funkelnden Augen von dem Jäger zu sprechen. Beckschen! Beckschen! sagte sie; das gefällt mir gar nicht. Was schwatzet Ihr denn alles durch einander? Erzähle mir Wort für Wort. Mit dem Besehen hat es noch Zeit.

Rebekka fing an mit Aengstlichkeit zu erzählen. — Wie! Beckschen, du gingst allein mit ihm? O, mein armes, armes Kind!... Doch nur weiter!

Rebekka erzählte, daß sie ihm die Ballade vorgesungen hätte. —

O, sagte die Mutter: w e r e i n e m b ö s e n H e r z e n L i e d e r s i n g t, d e r i s t w i e E s s i g a u f d e r K r e i d e.

„Ach Mama, böse war er nicht; vielmehr so freundlich, und seine Rede so holdselig, liebste Mama, — o, so holdselig, ich kann es Ihnen gar nicht beschreiben!“

Wenn er seine Stimme holdselig macht, so glaube ihm nicht; denn es sind sieben Gräuel in seinem Herzen.

„Nein, nein, Mama,“ sagte Rebekka mit Thränen; „das ist nicht. Und in der Bibel steht: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Nächsten.“

Dies war das erste Mal, daß Rebekka sich mit der Bibel wehrte. Der Vater lächelte und sagte: „Recht, Beckschen! Ich behaupte mit dir: er war ein Engel. Denn der Feind wird erkannt bei seiner Rede, wiewohl er im Herzen falsch ist. Auch das stehet in der Bibel.

Die Mutter wendete sich wieder zu den Waaren. Das hat er dir geschenkt?

„Ja, Mama, so schreibt er mir.“

Hier schlug die Mutter die Hände zusammen. Schreibt? schreibt? ... Lieber Gott! wohin soll man denn die Unschuld eines Mädchens flüchten! Vier und zwanzig Stunden

ist das Kind aus dem Hause, und... Wo ist denn der Brief, Beckschen? — Rebekka gab den Zettel her, und die Mutter las ihn laut.

„So sprach er, Mama: eben so schön, wie er schreibt. Alles, was er sagte, war wie ein brennender Pfeil, der in das Herz dringt, wie ein Schwert, das durch die Seele fährt."

Da höre nur, Papa! da höre, was die schon spricht!... Ach, Beckschen! Kind, wenn er dir nun gesagt hätte, wie es solche Menschen wohl thun: er wäre in dich verliebt!

„Hätte er das gethan, Mama, so würde ich ihm geantwortet haben, wie Sie dem Papa unter dem Apfelbaume: Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz! Ja, Mama, ich glaube, das hätte ich geantwortet; denn was er sagte, kam vom Herzen, und ging zu Herzen.

Die Mama hielt es für das Beste, sich vor der Beredtsamkeit ihrer Tochter zu retten, und wendete sich wieder an das Packet mit Waaren. Sie hob das Stück Seidenzeug auf, und fand nun weiter den feinsten Musselin, ein Paar Garnituren Band, und

endlich ein kleines Packetchen mit der Aufschrift: „für Rebekkens fromme Mutter.“ Es war voll sehr schöner Kanten. Sie faltete die Hände, und sagte sanft: nein, mich soll er nicht bestechen! mich nicht! Er ist reich, meint Ihr: ja, das ist er. Er ist ein vornehmer Mann: das sieht man an seiner Carosse, an allem. Und du, Beckschen, bist eines armen Predigers Tochter. Gott hat dir ein Paar helle Augen gegeben, und ein Paar Rosenwangen. Aber die Farbe der Scham ist schöner, als die Farbe des Regenbogens. Ach, Beckschen! was kann er von dir wollen, als deine Unehre! Mit Geschenken besticht der Buhler das Herz, mit glatten Worten das Ohr der Unschuld. Aber höre du auf ihn nicht; es ist eine Schlange, die dein Herz vergiftet.

Hier fing Rebekka an zu weinen, und sah ihre Mutter, halb glaubend, an. Der Vater aber schüttelte den Kopf, und sagte: Mama, glaub' mir, er ist gut.

Sage das nicht, Vater; sage das nicht! Er war nicht Euer Schutzengel, nein, Euer

Versucher war er. Der Unfall, der ihn, wie er schreibt, von unsrer Rebekka getrennt hat, der war Euer Schutzgeist, nicht Er. Sage das nicht, Vater! denn an ihren Thränen sehe ich, daß seine süßen Worte ihr Herz bethört haben. O, meine Rebekka! stille dein Herz mit heiliger Hoffnung, und achte auf den Himmel; sonst wirst du seyn wie einer, der mitten im Meere schläft, oder oben auf einem Mastbaume. Nein, nein! ob wir gleich arm sind, so sollen uns seine Geschenke doch nicht bestechen. — Sie sah die Kanten nicht einmal wieder an, machte schnell das Packet zu, und gab es dem Vater, daß er es wegschließen möchte. Mein gutes, frommes Weib! sagte der Vater; wenn auch dein Eifer zu weit ginge: — besser zu viel, als zu wenig.

Rebekka fing nun auch an ein wenig mißtrauisch gegen den hübschen Jäger zu werden; doch die Furcht ihrer Mutter konnte sie nicht begreifen. Wenn er so böse ist, sagte sie zu sich selbst, so denke ich nicht weiter an ihn; und das kann ich ja gleich heute thun.

Die gute Rebekka ging muthig zu Bette;

und so lange sie noch nicht schlief, dachte sie an ihn, freilich mit dem Vorsatze, gar nicht mehr an ihn zu denken. Sie fand es indeß doch ein wenig schwer, ihn so ganz und gar zu vergessen. Am folgenden Morgen wurde es noch schlimmer; denn das Erste, was sie sah, als sie die Augen eröffnete, war sein Bild. Sie sprang auf, und warf sich schnell in ihre Kleider; doch zu ihrem Erstaunen erinnerte sie alles, alles nur an Ihn. Mitten in ihren Arbeiten schwebte Er vor ihrer Seele; unter jedem Baume sah sie auch den schönen Jäger. Sie pflückte keine Blume, ohne an die Blumen zu denken, die er ihr auf dem Jahrmarkte geschenkt hatte. „Ach, es ist nicht möglich!" sagte sie, ihre Hände faltend, und das Auge bittend gen Himmel wendend: „ich kann ihn nicht vergessen!"

Und das arme Mädchen mußte alles ganz allein tragen; denn die Mutter war ohnedies schon unruhig genug. Das Allerschlimmste aber war, daß sie noch immer nicht so recht glauben konnte, was ihre Mutter sagte, „daß sieben Gräuel in seinem Herzen wären." Wenn sie sein Billet las — sie hatte es ganz

heim-

heimlich zu sich gesteckt, um es als ein Andenken aufzubewahren — ach! so konnte sie die Stelle: „es ist, als schiede ich auf immer von dem Heil meines Lebens" — nicht ohne Thränen lesen, und nicht ohne große Unruhe über ihren vielleicht ganz ungerechten Verdacht. Ja, sie mußte, wenn sie allein war, immer seufzen, sogar weinen; und das Bild des schönen Jägers drückte sich dabei immer tiefer in ihre Seele. Ihre Mutter hatte Recht: sie war „wie einer, der auf einem Mastbaume schläft." Nie konnte sie ihn so schuldig finden, wie ihre Mutter; vielmehr fand sie ihn mit jedem Tage unschuldiger, schöner und muthiger. Und auf einmal war es ihr nun, als ob sie alle ihre Italiänischen Arien verstände. Der Schulmeister erstaunte, wie über ein unbegreifliches Wunder, daß auf einmal weit mehr Geist und Seele in ihrem Gesange war.

So ging es immer weiter. Noch nie hatte sie einen Roman gelesen, und doch kannte sie jetzt alle. Sie glaubte mit Gewißheit, daß sie ihn wiedersehen, und daß er ihre Mutter von seiner Unschuld über-

zeugen würde. Dies glaubte sie so fest und sicher, daß sie, so oft die Pforte zuschlug, mit frohem Herzpochen dachte: das ist er! Doch sie sprach nicht mehr davon, weder mit dem Vater, noch mit der Mutter; und beide Eltern sagten nun: „Gott Lob und Dank! der Sturm ist vorüber, und unsre Lilie blühet noch in ihrer Schönheit und schneeweißen Unschuld!" So blühete sie wirklich noch, obgleich die Flamme einer reinen Liebe in dem Kelche der weißen Lilie loderte. Alle Drei stellten das Weitere in Gottes gütige Hand, und waren in ihrer Eintracht glücklich; denn sie liebten einander.

4.

Der gräfliche Pallast.

Die silberne Glocke der Stutzuhr schlug Neun. „Klingele, Hannchen!" sagte die Gräfin leise, sich ein wenig von dem Atlaß-Diwan aufrichtend. — Es kam ein Bedienter. „Seht nach, ob mein Sohn Zeit hat. Ich

lasse ihn bitten, mich zu besuchen. Er ist die Nacht zurückgekommen, hör' ich."

Um drei Uhr diesen Morgen. — Sie winkte, und alles ging. „O Mutterherz, wer vergilt dir deine Sorgen!" sagte sie, und las aufs neue einen Brief, der neben ihr auf dem Diwan lag. —

Sie haben befohlen, gnädige Mama, — hob der Sohn ehrerbietig an, als er in das Zimmer trat.

„Dich bitten lassen, mein Sohn, wenn du Zeit hättest." Sie betrachtete ihn von oben bis unten. — „Ich weiß nicht, wie du es anfängst, bei diesem — ich dürfte wohl wilden Leben sagen, nicht wahr? — wie du es anfängst, so blühend, so gesund auszusehen."

Ich bin gesund, liebe Mutter; und ein Paar Nachtwachen im Wagen für einen Freund...? Am Hofe habe ich oft für etwas viel Geringeres gewacht, liebe Mutter, und noch dazu im blendenden Kerzenlicht, im Staube des Balls, und — wider meinen Willen; denn, liebe Mama...

„Ich weiß, mein Sohn, du hast es dort

langweilig gefunden. Aber, lieber Louis, find' ich denn nichts langweilig? Die Regel genirt fast immer; doch wir sollten uns am wenigsten über sie wegsetzen. Unser Stand hat eine Erfahrung gemacht..."

Eben darum, liebe Mutter... — sagte der Sohn mit einem sanften Lächeln. Sie unterbrach ihn schnell. „Du bist jung, mein Sohn. Ich tadle nicht alles, was du thust; aber" (das sagte sie mit einem feinen Lächeln) „zuweilen doch etwas. Man hat dich auf dem Jahrmarkt in Beiren gesehen, in Gesellschaft — wahrscheinlich einer Schauspielerin? Ich tadle das gerade nicht, Louis; ein junger Mensch will Raum haben, und für deine Sitten fürchte ich nichts. Aber — du hättest dein eigenes Wapen an dem Wagen, worin du mit dem Mädchen gefahren bist, mehr ehren sollen!"

Ein bloßer Zufall, liebe Mutter, das versichre ich Ihnen! Und — es hat in dem Wagen nie ein Frauenzimmer gesessen, von dem mein Wapen mehr Ehre gehabt hätte, als von eben diesem, das mir freilich ein Schauspiel gab, und ein recht neues: das Schau-

spiel einer himmlischen, von mir noch nie geahndeten, Frömmigkeit und Unschuld.

„Ich habe nie Ursache gehabt, deinen Versicherungen nicht zu glauben. Und also von etwas Anderm! ... Hier ist ein Brief von dem General.“

Von dem General? O, mein guter, edler Oheim! Wo denn, liebe Mutter? Er streckte die Hand nach dem Briefe aus, den sie nun mit der ihrigen bedeckte. „Willst du dich nicht setzen? Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden.“ Der Sohn setzte sich ihr gegenüber. „Es ist eine Antwort auf meinen Brief, der dich sehr nahe angeht, mein Sohn. Die Cousine Solden — ich weiß ja, daß ihr einfaches Wesen dir gefiel — sie hat am Hofe gerade so viel Reitz gewonnen, als du gerne sehen wirst. Diese Partie war, wie ich dir schon längst gesagt habe, von deinem seligen Vater beschlossen. Sieh, mein Sohn, so käme wieder zusammen, was vor Zeiten zusammen gehörte; so würde ...“

O, mein Gott! bin ich denn noch nicht reich genug?

Die Mutter schien diesen Ausruf nicht zu

hören, und fuhr sehr freundlich und artig fort: „Ich habe die Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Dein Oheim, der General, wünscht diese Heirath, wie dein Vater. Er schreibt mir, daß er bald selbst kommen wird. Dann wirst du die Sache mit ihm abmachen."

Der Sohn bückte sich, und stand auf. Auch die Mutter erhob sich. „Du hast doch nichts dawider, mein Sohn?" Er seufzte, anstatt zu antworten. Nach einer Pause, während deren die Miene seiner Mutter ihn drängte, sagte er: Man treibt eine Sache, die ich weit lieber dem Zufall überlassen hätte, als der Geschäftigkeit der Tante. Ich habe nun einmal etwas wider diese Tante.

„Ihr jungen Herren fordert von uns so viele Toleranz für Eure Leidenschaften, und wollt doch nicht einmal eine Schwachheit übersehen."

Schwachheit? Sie gebrauchen in der That ein sehr mildes Wort für eine sehr böse Sache. Offenherzig gestanden — ich liebe diese Frau nun einmal nicht.

„Wer verlangt denn auch gerade, daß du

sie lieben sollst!" sagte die Mutter mit einem feinen Lächeln.

Niemand, als ich selbst. Ich muß sogar den Schooßhund meiner Geliebten mit lieben können; und von der Cousine liebe ich sonst nichts, als etwa ein Paar Jahre, die schon vorüber sind.

„Das ist, dünkt mich, genug für eine Heirath, die ..."

... bei der die Geldsucht Anwerber ist, und der Teufel als Notarius die Artikel aufsetzt! unterbrach sie der Sohn ohne Heftigkeit, doch ein wenig spöttisch.

„Du hast seltsame Ansichten, mein Sohn, und auch seltsame Ausdrücke! Ich wünschte, du thätest mit Verstand, was am Ende doch geschehen muß."

Geschehen muß! muß! Was muß nicht geschehen! Nur das Einzige, was geschehen sollte, was, wenn es geschähe, das Leben zu einem Paradiese machen würde, wozu es der gütige Himmel bestimmt hat, das Einzige: alles, was der Teufel und seine Consorten, Geitz, schmutziger Judengeitz, Hab- und Ehr-

sucht, erbärmliche Eitelkeit — alles, was diese rathen, zu unterlassen, und zu ... —

„... zu thun, was eine wilde, eben so schmutzige Leidenschaft, die Wollust, die gröbste Sinnlichkeit fordert!" unterbrach ihn die Mutter, ohne den Ton zu verändern, sehr höflich. „Die Tugend," setzte sie hinzu, „auf die Ihr jungen Leute Euch immer beruft, ist der Leichtsinn, womit ihr ein ganzes Leben an die Befriedigung einer Grille setzt."

Bei der wir uns aber wenigstens eine Zeitlang recht glücklich fühlen; recht sehr, liebe Mutter!

„Ich hoffe doch, du bist nicht dawider, Louis?"

Ja, ich bin dawider, gnädige Mama; und wenn Jedermann seinen Willen haben will, die Tante und der Teufel, so seh' ich nicht ab, warum nicht auch ich meinen!

„Und der wäre? — Laß mich nicht fürchten, mein Sohn, daß die Mummerei auf dem Jahrmarkte dir mehr seyn könnte, als eine Mummerei, wie die Solden glaubt!"

So? Hält sie schon Spione, die mir nachgehen, nachhorchen, nachspüren? Wahrhaf-

tig, das ist der rechte Weg, mir zu einer näheren Verbindung Lust zu machen!

„Du umgehst meine Frage. Ich möchte gern wissen, ob die Posse vom Jahrmarkte dir mehr als eine Posse gewesen ist."

Die Posse vom Jahrmarkte? Wenn das eine Posse seyn soll — guter Gott! was ist dann eine Verbindung mit der Solden! Es war nichts, gar nichts, gnädige Mama, als ein Zufall, der mich mit einem sehr würdigen Manne bekannt gemacht hat, und mit einem Mädchen, das so, wie es ist, unter die Engel treten könnte, die alle ausrufen würden: willkommen Schwester! das, wenn es nur Einen Zug von der Tante hätte, mich längst gefangen hielte; das, wenn... —

Hier flog die Thür auf, und der General trat in das Zimmer. Die Gräfin küßte die Spitze ihrer Finger, verbeugte sich gegen ihn, und rief ihm zu: „St! st! General, Ihr Neffe hält der Thorheit eine Schutzrede. Hören Sie zu! — Rede weiter!" Das sagte sie, jetzt ihres Triumphes sicher. Der Sohn fuhr ruhig fort: Ich rede von einem Mädchen, lieber theurer Oheim, das mir der

Zufall in den Weg führte, ein Mädchen, das die Frömmigkeit selbst ist, und die Demuth, die Unschuld selbst, dessen Herz Familieneintracht, häusliche Liebe, Genügsamkeit und Bescheidenheit gebildet haben. Sie ist die Schönheit selbst, und nur sie weiß das nicht. Meine Mutter meint, die Tante Solden ...

„Ich meine nichts, gar nichts, mein Sohn!" sagte sie mit einer leichten Verbeugung; „denn du bist hier Herr. Aber wer ist sie? wie heißt sie?"

Sie heißt Steinmetz, und ihr Vater ist Prediger, drei Meilen von hier, in Eschenhorst.

„Das alles mag wahr seyn, Louis, obgleich Leute deines Schlages viel sehen, wenn sie nun einmal sehen wollen. Aber — da ist dein Oheim. Er soll entscheiden, ob das nicht eine Posse heißen muß."

Der General stand auf, küßte seiner Schwägerin die Hand, nahm dann seinen Neffen in die Arme, küßte ihn herzlich drei Mal, und sagte: der Ton zwischen Mutter und Sohn — bitte unterthänig um Verzeihung, Schwesterchen — ist zu warm und zu kalt.

Er Herr hier? Ich hoffe, Schwesterchen, das wird wohl nur so eine Redensart seyn; denn sonst, Louis ... Wo seine Mutter ist, da ist er nur Sohn, weiter gar nichts, denk' ich. Nicht wahr, Ludwig?

Lieber Oheim, sagte der Sohn, Sie kennen mich ja, und das ist gewiß die Klage meiner Mutter nicht. Ich will nur auch einmal etwas nicht, was ich soll; will die Tante Solden ...

Hm! sagte der General, lang gezogen; ich meinte, die Sache wäre in Ordnung, und ich sollte nur ein Ehren-Ja dazu geben, weil ich Oheim bin.

Ein Ehren-Ja, lieber Oheim? erwiederte der Sohn mit Eifer. Nein! ohne Ihr Ja werde ich nie eine Verbindung schließen. Der Segen des Himmels würde mir zu fehlen scheinen, und der Beifall aller Edlen, wenn mir Ihr Ja fehlte.

Du, Ludwig? Vermiß dich nicht! Oder — ist das dein Ernst, so schlag ein, und ich habe dich gefangen.

Der Neffe schlug fröhlich ein. Ihr Gefangener auf ewig.

Also, ehe ich nicht Ja sage, Ludwig? Also ... Sieh, zu Narrenpossen sage ich nicht Ja; und beim Worte halte ich dich!

Mein Oheim, mein Vater! ich werde nie auf den Gedanken kommen, es zu brechen. Nun, Mutter, können Sie ruhig seyn. —

Sie lächelte, klingelte, verbeugte sich, und befahl dem Bedienten, dem General die Zimmer anzuweisen. Der General ging, seines Neffen Arm fassend, mit auf dessen Zimmer.

5.

Der Oheim.

„Was ist denn das mit dem Mädchen, Ludwig?" fragte der General.

Gar nichts, lieber Oheim, wenn man mich nicht zwingt, etwas daraus zu machen. Der Zufall, ich habe fast Lust zu sagen, mein Schutzgeist, führte mich zu einem Mädchen ... Ich weiß wohl, lieber Oheim, o, ich weiß es, leider! wohl, daß der Mensch,

und besonders wir, nicht alles dürfen, was wir dürfen sollten. Denn wenn ich bedenke, wie glücklich ich seyn könnte — O, warum darf ich den Himmel nicht mein nennen, der vor mir da steht! warum muß ich mir selbst die Thür des Paradieses verschließen! warum aus einem getrübteu, schlammigen Sumpfe schöpfen, wenn neben mir der frische Lebensquell aus dem Felsen hervor springt! Warum soll ich meine Stirn mit todten, nachgemachten, aus seidenen Fetzen zusammen geflickten Blumen kränzen, da die Rose voll, aufgeblühet, duftend, den Balsam des Lebens aushauchend, vor meinem Auge hängt!

„Der Teufel, lieber Ludwig! Hast du Lust noch ein Paar Dutzend Warum anzuhängen, so.... Deine Geschichte möchte ich wissen. Bringe sie nachher, wenn du willst, meinetwegen in Verse. Ich aber lese lieber eine Reisebeschreibung, alles ganz schlecht und recht erzählt."

Ludwig erzählte ruhig; doch von Zeit zu Zeit mußte ihn der General einmal wieder aus der Poesie heraus bringen.

„Tralala!" sang dieser, als Ludwig fertig war. „Ja, solche Historien passiren einem in deinen Jahren, das leugne ich nicht. Ich selbst bin über eine solche Geschichte ein alter Junggeselle geworden. Da lag ich bei einem Mahler im Quartiere, und der hatte eine Tochter, der die Natur alle Ehrengrade, alle Adels-Diplome in's Gesicht und, was noch mehr werth ist — in's Herz geschrieben hatte. Ich war ein junges Fäntchen, wie du. Die Sache kam aus, und da gab es ein erschreckliches Spektakel! Tralala! Mein Gott! sagte eine alte Tante, die das Gnadenbrot in der Familie hatte: der Mann arbeitet um's tägliche Brot! Was thun Sie denn um's tägliche Brot? fragt' ich. Es war nicht recht, daß ich der Alten ihr Elend vorwarf; aber, wie gesagt, ich war ein junges Fäntchen. Nun, wie ein Wetter verheiratheten sie meine Mahlers-Tochter, während ich zur Remonte kommandirt war. All mein Toben, als ich wiederkam, half nichts; und so blieb ich sitzen. Aber, der Teufel, Ludwig! — da erzähle ich ja, wie ein Narr, gerade was so recht in deinen Kram dient. Sie leiden's nun ein-

mal nicht, Ludwig; und ich selbst, wenn ich das Ding beim Lichte besehe, werde es nicht leiden. Doch du hast mir ja versprochen ...“

Was ich halten werde, lieber Oheim. Sie sehen, ich fühle die Schwierigkeiten an allen Enden und Orten sehr wohl, und es wäre vorüber gegangen, wenn die Frau von Solden mir nicht nachspüren liesse. Mit dieser Frau von Solden will ich nun einmal nichts zu thun haben!

„Ich auch nicht, wenn es Gottes Wille ist, mein Sohn. Zu dem Kram aber gebe ich meine Einwilligung eben so wenig; und so... Jetzt will ich ein Stündchen schlafen.“——

Schwesterchen, sagte der General eine Stunde nachher zu der Gräfin: das taugt nicht, sage ich Ihnen; wahrhaftig nicht! Ein junges muthiges Pferd muß man auslaufen lassen. Und mit der Solden will er nun einmal nichts zu thun haben. Das mit der Predigers-Tochter ist eine Posse, die Sie aber, bei meiner Seele! zu Ernst machen, wenn Sie sich rühren. Und, meine Gnädige — denn ich kenne die Solden! — das ist der Weg nicht, Ludwigs Herz zu ge

winnen, wenn Sie zwischen Eis immer Feuer stellen — bitte um Verzeihung — zwischen das Eis der Höflichkeit, das Feuer ihrer Wünsche und der heimlichen Intriguen von der Solden. Sagen Sie von der Predigerstochter kein Wort! Ich werde ihn mitnehmen in die Garnison, und auf meine Güter; da vergißt er so etwas. Der Teufel! Ja Ew. Gnaden, wenn ich so immer einen Spion auf den Fersen hätte, wie er mir geklagt hat, so — Denn Spioniren und Mißtrauen hätten mich zu einem Satan gemacht. O, Sie glauben nicht, was Vertrauen für eine köstliche Sache ist! die wahre Mutter der Familienliebe!

Die Dame spielte während dieser Rede mit einem Etuis, verbeugte sich dann, und sagte: „Sie scheinen Recht zu haben, lieber General." Doch so wurde der General von der Gräfin immer abgefertigt. Er wußte nicht, wie er mit ihr daran war, und eben darein setzte sie ihren Triumph. Den Gedanken an eine Verbindung mit dem Fräulein Solden gab sie übrigens nicht auf, weil ihr das Vermögen viel zu sehr am Herzen lag;

doch

doch sagte sie: „er mag seinen Willen haben mit der Solden, lieber General!" — —

„Nun, mit der Solden, Ludwig, sagte der General, werden sie dir nicht wieder kommen. Aber die Jungfer, die Paradiesblume, oder der Paradiesvogel, — sieh, das gäbe einen Lärmen, ein Hetzen, wobei sie der Paradiesblume leicht die Herzblätter ausreißen könnten. Und, der Teufel! im Grunde hast du Unrecht, so wie auch ich es hatte: denn Ordnung ist nun einmal Ordnung; und wenn du die nicht respektirtest, jetzt da es noch in deiner Gewalt steht, so müßte ich glauben, du wolltest dich gegen deine Mutter nicht wie ein Sohn betragen. Da, schlag ein! schlag ein!"

Ludwig sah seinen Onkel an, und schlug muthig ein. Nun wohl! ich will mit meiner Mutter in Frieden leben. Aber nichts von der Solden! nicht ein Wort, lieber Oheim! — Beide gaben einander auf ihr gegenseitiges Versprechen die Hand.

Der General wollte den Neffen mitnehmen; doch er bekam Ordre, einige Regimenter zu visitiren. So reis'te er denn allein

ab, nachdem er seiner Schwägerin noch ein-
mal das Stillsitzen angerathen hatte.

6.

Der Besuch.

Der General nahm einen andern Weg, als gewöhnlich. Er fragte nach dem Nahmen jedes Dorfes, das er aus seinem Wagen sah, und hatte seine Landkarte immer auf den Knieen liegen. „Eschenhorst? ... Fahre dahin!" Jetzt machte er seine Karte zu. Tausend Gedanken zogen ihn nach dem Orte; denn die Gräfin hatte mit einer recht tiefen Verachtung von der Prediger-Familie gesprochen: von der Tochter, als einem hübschen, aber listigen und leichtfertigen Dinge; von den Eltern als von Leuten, die wohl gar den Plan haben könnten, den arglosen jungen Grafen an sich zu ziehen. Das schien ihm wohl lächerlich; indeß mußte er doch sehen, wie schön der Paradiesvogel war.

Er fuhr gerade vor das Pfarrhaus, und

traf Rebekken allein zu Hause, weil ihre Mutter so eben in die Wochenpredigt gegangen war. Da kommt der hübsche Jäger wieder! rief die Magd Rebekken zu; mit Kutsche und Pferden! — O, wie schlug Rebekken das Herz! Sie stürzte, ihrem Herzen folgend, an die Hausthür, und der alte General, mit einem Stern auf der Brust, trat ihr entgegen. Beide blieben schweigend stehen: sie, weil es der Jäger nicht war; Er, vor Erstaunen über die Schönheit des Mädchens. „Liebliches Kind," sagte der General; „darf ich hier wohl ein Stündchen bleiben, bis meine Pferde gefressen haben? Im Gasthofe ist kein Stübchen und keine Stille, wie ein alter Mann sie braucht."

Rebekkens Gesicht wurde jetzt unbeschreiblich angenehm. Sie faßte die Hand des alten Mannes, und führte ihn in das Zimmer. Nun aber warf sie einen Blick durch das Fenster. Ach! es waren schwarze Pferde, und ein anderer Wagen. Der General ließ sein Frühstück aus dem Sitzkasten herein geben, und hatte so eben ein Gespräch mit Rebek-

ken angefangen, als ihre Eltern in das Zimmer traten.

„Ich bin der General Graf Hochborn, lieber Herr Prediger," sagte der alte General, und bot diesem die Hand. „Aus dem Stübchen im Gasthofe hätten mich Millionen Fliegen vertrieben; so habe ich denn hier unter Ihrem Dache auf zwei Stunden Gastfreundschaft gesucht."

Der Segen Gottes, sagte die Predigerin, geht mit Ihnen unter unser Dach, und Freude mit dem Fremden in die Hütte, wo er einkehrt! Der General sah die Frau mit ihrem Prophetenton ehrerbietig an, und ließ sich ihre Einladung, eine Suppe mit der Familie zu essen, sogleich gefallen. Mutter und Tochter verschwanden nun, und der General blieb mit dem Prediger allein. „Lieber, ehrwürdiger Mann!" sagte er, nach einer halben Stunde, des Predigers Hand schon recht herzlich schüttelnd: „Ihr Häuschen hat nur ein Strohdach; aber das Glück wohnt darin." Jetzt kam die Mutter herein, und mußte sich zu dem Generale setzen. Dann kam auch die liebliche Tochter mit dem schneeweißen Laken,

den Tisch zu decken. — Ein Gericht mit Liebe, Herr General, sagte die Mutter zutraulich; ich bedaure nur, daß wir Ihnen nicht vom Gewächse des Weinstockes vorsetzen können.

Wein habe ich, sagte der General, und ließ sein Flaschenfutter mit köstlichem Rheinwein bringen. Er saß beim Essen zwischen Mutter und Tochter. Der Prediger, der die Welt und die Soldaten ein wenig besser kannte, als seine Frau, gab ihr manchen Wink über die vielen Sprüche, die sie anführte; doch der General faßte seine Hand, und sagte ernst: „Herr Prediger, ich ehre die Bibel, das weiß Gott; und ich kenne sie auch. Sehen Sie, wenn heuchlerische Lippen Worte der Bibel aussprechen, das ärgert mich; aber Gottes Worte aus dem Munde Ihrer würdigen Frau sind wie goldene Aepfel in silbernen Schalen. Kinderchen," sagte er nun mit leuchtenden Augen; „ich bin lange nicht so vergnügt gewesen, wie hier bei Euch, und es ist mir gar nicht recht, daß ich so bald weiter reisen muß; aber ich darf nicht lange mehr bleiben." Er schenkte sein Glas noch einmal voll, und goß auch den An-

dern ein, Rebekken nicht ausgenommen, die bis jetzt noch keinen Wein gekostet hatte. Er stieß mit der ganzen Tischgesellschaft an, küßte Rebekken, und sagte: „einen schöneren, reineren Mund habe ich nie geküßt, als den deinigen, du liebes Mädchen. Gott gebe dir einmal ein Herz voll treuer Liebe, und einen Mund, der so wahr ist, so rein, wie dein eigner! Und bist du Braut, mein Kind, so — ich wohne in *** — so schreib mir nur! Ich komme zu deiner Hochzeit, und deinen Brautputz besorge ich, liebes Beckschen. Ein häßlicher Nahme, gute, ehrwürdige Mutter, für ein so liebliches Mädchen!"

Rebekka schlug die Augen nieder — nicht vor Scham: denn sie war zu unschuldig, sich der Natur zu schämen; sondern aus Schmerz, weil der General sie an den schönen Jäger erinnerte.

„Ha!" sagte der General; „sie schlägt die Augen nieder. Ich darf wohl schon an den Brautputz denken? He?"

Ach, nein! antwortete die Mutter seufzend. Das hat noch Zeit; sie ist erst sechzehn Jahr und acht Monath, Ihr Gnaden. Aber

ein Mann — ich denke immer, kein guter — hat ihr unschuldiges Herz getäuscht, und, muß ich fürchten, auf manche Jahre unruhig gemacht. Hier traten ein Paar Thränen in Rebekkens Augen; sie trocknete sie heimlich ab, und ging hinaus.

„Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, Mutterchen,“ sagte der General, „so erzählen Sie.“

Vater und Mutter erzählten dem General die Sache sehr natürlich, einfach rührend, und der Vater setzte mit Kopfschütteln hinzu: Mama, ich fürchte, Beckschen ist noch unruhiger, als du glaubst. Sie verbirgt sich dir nur, weil du den jungen Mann immer einen bösen Verführer nennst. Du hast ihn nicht gesehen!

So vergebe mir Gott! denn ich will nicht meinen Mund setzen gegen den Unschuldigen, noch meine Worte gegen den Gerechten. Aber unvorsichtig war es von ihm, daß er mit Schmeichelworten das Herz des Kindes bewegte, wie ein Sturm das Meer; daß er aus dem stillen Leuchten ihres Herzens eine lodernde Flamme

machte. Er ist ihr zu vornehm, zu reich, zu — Gott weiß, was er seyn mag! Ja, er hat es vielleicht nicht böse gemeint; aber der Scherz des Reichen lockt in die Augen des Armen Thränen. Wir lebten in Frieden, und den haben wir, Gott Lob! noch; aber wir lebten auch in Freuden, und die haben wir nicht mehr, Herr General, Ihr Gnaden.

Der General wußte nicht, wohin er seine Augen wenden sollte; denn es war ihm, als ob Er an den Klagen dieser guten Menschen Schuld wäre. Endlich sagte er, ohne daran zu denken, daß Rebekka wieder in das Zimmer gekommen war: „wenn es nun aber der junge Mann, so vornehm er auch seyn mag, ehrlich meinte? Wenn nun! sage ich." Des Generals Herz war mit seinem Kopfe durchgegangen, und Er, an seines Neffen Stelle, hätte gewiß arge Dinge gemacht.

Wären wir dann besser daran, gnädiger Herr General? sagte die Mutter mit stiller Trauer. Was sollte die doch, mit ihrem frommen Herzen, in der vornehmen Welt! So lange weinen, bis es vor Schmerz bräche?

„Ei, liebe Frau Predigerin," sagte der General eifrig: „auch ich gehöre in die vornehme Welt; aber wenn ihre Tochter mich liebte, so — sollte ihr Herz nicht anders brechen, als vor Freude. Das müßte ja der lebendige — Gott sey bei uns! seyn, der die friedliche Seele nur unfreundlich ansehen könnte! Glauben Sie mir, es giebt auch ehrliche Leute in der vornehmen Welt. Und der junge Mensch" — hier stand er auf, und steckte seinen Degen an — „scheint mir noch immer eine recht ehrliche Seele zu seyn." — Er nahm mit großer Herzlichkeit Abschied, setzte sich, mit der Familie sehr zufrieden, und von ganzem Herzen gerührt, in den Wagen, und reis'te weiter.

Da habe ich einmal wieder schöne Dinge gemacht! sagte er nach einigen Minuten zu sich selbst. Ich soll löschen, und gieße, bei meiner armen Seele! Oel in's Feuer. Wahrhaftig, mein Neffe könnte mich ordentlich zum Kuppler gebrauchen! Aber Recht hat er: das weiß Gott, wenn es auch Keiner von der Familie weiß. Das Mädchen ist ein Engel, ein heiliger Engel; und wüßte der Junge,

was ich, sein Oheim, weiß, daß das Mädchen — denn das sieht ja ein Blinder — daß das Mädchen ihm so gut ist, und seinetwegen die hellen Thränen in den schönen, großen, klaren Augen hat: er ... Nun, der Himmel verhüte nur, daß er es nicht erfährt! Gott wird ja geben, daß die schönen nassen Augen wieder trocken werden, und die Brust wieder ruhig! —

Von der nächsten Station schrieb er an Ludwigs Mutter, und ermahnte sie noch einmal, ihren Sohn ja in Ruhe zu lassen, und die Predigerstochter bei Leib und Leben mit keinem Worte zu erwähnen. „Ich bin da gewesen," schrieb er. „Das Mädchen ist ein Engel, gnädige Frau Schwester: ein Engel, der nicht allein einen jungen Menschen, sondern sogar einen alten General fast aus Reih' und Glied gebracht hat. Ja ja, ein Engel! Rühren Sie ja die Sache nicht an!"

7.

Die kluge Mutter.

Der wiederholte Rath des Generals hätte gewiß zum Zwecke geführt; denn Graf Ludwig hatte ja seinem Oheim versprochen, nicht einen Schritt zu thun, wenn man ihn in Ruhe liesse. Auch befolgte die kluge Mutter den einen Theil des Rathes: sie erwähnte des Mädchens gar nicht wieder. Aber bei dem andern Theile dachte sie schlau: mein guter Herr General, das verstehen Sie nicht! ... Je hübscher, je liebenswürdiger das Mädchen ist, desto schneller müssen wir es an einen Mann zu bringen suchen, und, mich dünkt, gerade eben so, wie man den ehrlichen General um seine Geliebte gebracht hat, die ja eben so schön gewesen seyn soll.

Die Gräfin ließ ihren Sohn rufen, und sagte ihm freundlich, daß sie, nach seinem Wunsche, ihren Plan mit dem Fräulein Solden ruhen lassen wolle. „Aber," setzte sie mit einem gewissen Vertrauen hinzu, das den Sohn gefreuet haben würde, wenn er ih-

ren listigen, triumphirenden Blick dabei nicht bemerkt hätte — „Aber ich muß dir gestehen, lieber Louis, daß ich den Gedanken unmöglich ganz aufgeben kann. Du bist ja immer Herr deines Willens, wie ich meiner Wünsche. Vielleicht lernst du anders über die Sache denken; und dann ... Laß uns aufrichtig seyn, mein Sohn! Freilich habe ich mit der Solden verabredet, daß sie den Herbst hier zubringen soll. Ich glaubte nicht, daß du eine so entschiedene Abneigung gegen sie hättest. Das Verhältniß ist ein wenig dornicht; und so wäre es wohl besser, wenn du dich gar nicht hier befändest. Das kleine Gut in Sachsen hättest du schon längst einmal untersuchen sollen. Fast glaube ich, man ist nicht gut damit umgegangen. Du könntest den Herbst dort zubringen (die Jagd ist ja dort sehr gut), und mich dann gegen den Winter in die Stadt begleiten. So wäre alles in Ordnung."

Das hatte wirklich seine Richtigkeit; auch war Graf Ludwig schon von selbst Willens, nach dem Gut in Sachsen zu gehen, ob ihn gleich diese Reise zwanzig Meilen weit von

Rebekken entfernte; denn er wußte schon, daß die Solden kommen sollte, und ein zuverlässiger Freund hatte ihm geschrieben, daß sein Gut in Sachsen zerrüttet wäre. Ohne allen Zweifel wäre er also ganz ruhig in die Falle gegangen (eine Falle war es), wenn seine Mutter nicht durch ihr listiges Lächeln verrathen hätte, daß sie einen Triumph über ihn zu gewinnen hoffte. Jetzt verbeugte er sich denn nur, dankte ihr, und genehmigte ihren Vorschlag.

Das listige triumphirende Lächeln seiner Mutter blieb in seinem Gedächtnisse haften, und er sann nach, was es wohl bedeuten könnte. Freilich errieth er das nicht; doch sein Argwohn war nun einmal rege. Er traf Anstalten zu der Reise, und immer schwebte ihm das Lächeln seiner Mutter vor der Seele. Auch Julius, sein Bedienter, der mit ihm in Beiren gewesen war, ging mit einem listigen Lächeln umher, damit sein Herr nach der Ursache fragen sollte. Das verdroß ihn; noch mehr aber ärgerte er sich über manche Anspielung, welche Julius fast täglich auf seine Mutter machte. „Ich

glaube, rief er endlich, in großem Unwillen darüber, daß er nichts errathen konnte — ich glaube, du unterstehst dich, nicht mit Ehrfurcht von meiner Mutter zu reden!

So geht es, erwiederte Julius, wenn man auch noch so rein ist! Das ist der Dank. Glauben Sie mir, gnädiger Herr Graf, ich könnte mich noch einmal so hoch stehen, wenn ich Ihnen untreu seyn wollte. Man hat etwas vor, das Sie eigentlich recht genau wissen sollten.

„Was denn? Was hat man vor? Rede! Sag' alles mit Einem Worte heraus!"

Man hat etwas vor, wenn Sie abgereis't seyn werden, Herr Graf. Es betrifft die Kleine, die mit Ihnen in Beiren war, die Predigerstochter. — Der Graf sah ihn scharf an, ohne weiter zu fragen. — Herr Graf, fuhr Julius fort, und trat sehr zutraulich einen Schritt näher: glauben Sie mir, ich bin Ihnen treu. Sie haben meinen alten Vater vom Elende gerettet, der ja beinahe verschmachtet wäre in unverdientem Unglück; auch sind Sie immer ein gütiger Herr gegen mich gewesen. Ich kann es nicht

mit ansehen, daß man Sie hintergehen will, und wenn auch die Absicht dabei noch so gut wäre. Aber ich bin doch nun schon so lange bei Ihnen, und weiß gewiß, daß Sie nichts Böses wollen. Nun — Ihre Frau Mutter weiß alles, was in Beiren vorgefallen ist, wie Sie die Kutsche haben nach dem Dorfe kommen lassen, alles, von dem Gewitter an, wo Sie der Mamsell Ihren Rock gegeben haben, kurz alles. Man hat die Magd des Herrn Predigers ausgefragt, und weiß, daß Sie ... Hier stockte Julius.

„Was? was weiß man?“ fragte der Graf. „Rede!“

Man weiß, daß Sie verliebt in die schöne Mamsell sind. (Hier lächelte der Graf, doch mit einer gewissen Bitterkeit.) Es wäre vielleicht gut, wenn Sie mich hier liessen, Herr Graf!

„Und wen denn mitnehmen?“

Den alten Herrmann, den Jäger. Der ist Ihnen treu, wie Gold, und Sie können sich auf ihn verlassen, wie auf mich. Die andern alle sind — Mit Einem Worte, Herr

Graf, lassen Sie mich hier! Denn man ist Willens, die Mamsell wegzuschaffen.

„Wie!" fuhr der Graf auf; „wegzuschaffen? wohin? Hölle und Teufel! Julius, weißt du auch, was du sagst?"

Das weiß ich, Herr Graf. Ja, wegzuschaffen; freilich auf eine gute Weise. Lorchen, Herr Graf, erfährt recht viel; und sie sagt mir alles wieder.

Der Graf empfand großen Widerwillen gegen diese Kette von Klätschereien. Seine Mutter vertraute sich Lorchen an; Lorchen war verliebt in Julius, und erzählte ihm; und Julius entdeckte nun dem Sohne, was die Mutter gegen ihn im Schilde führte. Er sprang lebhaft auf, und sagte: „Unerhört! Das Mädchen, Lorchen, soll fort! Abscheulich!"

Herr Graf, ich habe mich lange vor dieser Stunde gefürchtet, da ich weiß, welch ein guter Sohn Sie sind. Aber — die Mamsell Tochter des Herrn Predigers ist doch so lieb, so gut, so unschuldig! Ich konnte doch unmöglich so mit ansehen, daß ... O, Herr Graf, Sie kennen die Frau von Solden

nicht

nicht; meine Schwester aber hat bei ihr gedient. Und die will die Mamsell weghaben, weil sie glaubt, daß das schöne Kind ihr im Wege steht. Herr Graf! — Julius, trat noch einen Schritt näher, und legte die Hand, halb wehmüthig, halb versichernd, auf die Brust — Mamsell Beckschen ist keine Frau für Sie, das weiß ich. Aber das gnädige Fräulein Tochter der Frau von Solden? O, Herr Graf, da möchten Sie lieber ein Bauermädchen heirathen!

Der Graf Ludwig machte finstre Augen; doch er konnte der Treuherzigkeit des Burschen, der ihn, wie er wußte, aufrichtig liebte, nicht widerstehen. „Was mache ich?" sagte er zweifelnd.

Sie fahren mit dem alten Herrmann nach Sachsen, und geben dann eine Reise vor zu dem Herrn General, oder, noch besser, nach Annaberg zu dem Cousin, auf die große Jagd. Der muß nur Bescheid wissen. Anstatt dessen reisen Sie wieder zurück, und kehren oben im Walde bei Herrmanns Bruder, dem Förster, ein; der ist auch ein ehrlicher Kerl, treu, wie die Herrmanns alle.

Da sind Sie doch bei der Hand, Herr Graf, wenn es etwas giebt, wo Hülfe nöthig ist für des Herrn Predigers Tochter.

Der Graf legte die Hand an die Stirn, und sagte nach einem kurzen Sinnen, mit einer heftigen Bewegung: „O, wozu wird man gezwungen! Sie stoßen mich mit Gewalt an das Ziel, das ich vermeiden wollte. Nein, dir sollen sie nicht wehe thun, du gute reine Seele, dir nicht! ... Julius, es ist so gut. Aber unter welchem Vorwande lasse ich dich hier?"

Sie reisen erst übermorgen. Noch heute will ich ein Unglück anrichten. Sie sagen im Zorne, daß ich hier bleiben soll, und bitten die Frau Gräfin um Herrmann, der ein besserer Jäger ist. Auch könnten Sie zugleich wohl sagen: Sie würden vermuthlich nach Annaberg gehen, um der Jagd willen.

O, ich hasse dergleichen; doch sie zwingen mich. Bei Gott! sie zwingen mich. Aber dich, du reine edle Seele, dich soll nicht einmal der rauhe Athem dieser verhaßten Solden berühren. Dir sollen Sie nicht wehe

thun, und kostete es auch noch so viel! bei Gott! dir nicht! — —

Ja, mein Sohn, sagte die Gräfin; nach Annaberg! Das fiel mir nicht ein. Grüße den Cousin von mir.

Der Graf reis'te ab. Julius blieb zu Hause, und — war gleichfalls gewonnen; denn er erzählte der Gräfin, zu ihrer großen Freude, den ganzen Vorfall mit der Predigerstochter. Er mußte mit einem Billet zu der Frau von Solden hinüber reiten; und nicht lange, so kamen Mutter und Tochter. Das ganze Schloß roch in Kurzem wie ein Parfüm-Laden, und im geheimen Cabinet saß nun die Gräfin mit Soldens, und hielt Rath. Julius wurde von dem Fräulein recht eigentlich ausgefragt, ob denn die „Prediger-Jungfer" wirklich schön wäre.

Wie ein Engel! sagte Julius boshaft; wie ein Engel, gnädiges Fräulein! Alles, was ich je von Schönheiten gesehen habe, ist nichts gegen die. Ich will Ihnen die schönsten Damen nennen. Da ist das Fräulein

Anfurth, die Frau von Bleischütz, die schöne Kaufmannstochter, die Gräfin Rollfs. Das sind doch die Schönsten, die ich und Sie kennen; aber die alle sind gar nichts gegen die Mamsell Steinmetz.

Er ist ein Grobian! sagte jetzt das Fräulein unwillig, und ließ ihn stehen.

Lorchen lachte. „Ist sie denn wirklich so hübsch?"

Lorchen, antwortete Julius, wie ein Engel! Nur Sie, englisches Lorchen, sind doch hübscher.

„Sie sind ein Narr!" sagte Lorchen lachend, und sah sich im Weggehen freundlich nach ihm um.

8.

Ein Freier.

Man war nun darüber einig: es wäre das Rathsamste, die Predigerstochter zu verheirathen, und zwar, ehe der junge Graf wiederkäme. Doch nun war die Frage: an wen?

Frau von Solden, die nebenher mit auf eine Rache an Rebekken dachte, weil das Mädchen ihr so dreist in den Weg getreten war, schlug Leute zu Freiern vor, welche die Gräfin mit Unwillen sogleich verwarf. „Ich wünschte," sagte diese, „daß ich dem Mädchen einen Mann verschaffen könnte, an dem auch der Neid nichts auszusetzen fände. Das wäre vielleicht das einzige Mittel, meinen Sohn zu beruhigen, wenn er wiederkommt, und erfährt, daß wir bei der Verheirathung die Hand im Spiele gehabt haben."

Endlich blieb man bei einem Candidaten stehen, dem die Frau von Solden eine vor Kurzem erledigte Pfarre versprochen hatte: einem jungen, hübschen Manne, aber — was bis jetzt die Solden allein wußte — einem verderbten Menschen, der, um nur die Pfarre zu bekommen, sich erboten hatte, ein von dem Sohne der Frau von Solden verführtes Mädchen zu heirathen.

Mag mein Herr Sohn zusehen, wie er sich abfindet! dachte Frau von Solden. — Der ist der rechte Mann! sagte sie laut. Nun sind wir auf einmal am Ziele, liebste

Gräfin! Jung, hübsch, groß, ein guter Redner, ein lustiger Kopf, ein Mensch, an dem man, wenn er einen bunten Rock anhat, gar nicht merkt, daß er ein Geistlicher ist, dreist dazu, aufdringlich, der die Sache — das werden Sie sehen — in vier Wochen abmacht. Ein recht lieber Mann, sage ich Ihnen, meine theuerste Gräfin.

„Aber wird er auch wollen?" fragte die Gräfin.

O, der will, das weiß ich. Ueberlassen Sie das nur mir! Der will, sage ich Ihnen. —

Man ließ ihn kommen, und sagte ihm, wovon die Rede war. Er spielte den Bedächtlichen, und wollte doch erst sehen. Die Frau von Solden sagte aber: „ich weiß zehn Andre, wenn Sie Umstände machen!" und nun schlug er augenblicklich ein. Man machte ihn mit dem Charakter der Familie bekannt. Er lächelte, verneigte sich, und sagte: lassen Sie mich nur! Ich will meine Sache schon machen. Kaum siebzehn Jahr, und schön, wie ein Engel, und unschuldig? Meine gnädige Frau, ich werfe mich Ihnen zu Füßen;

denn ich werde tausendmal glücklicher, als ich dachte.

Und als Sie es verdienen? setzte Frau von Solden scherzend hinzu.

Wer verdient denn so etwas! erwiederte er leichtfertig.

Lorchen, die Vertraute der Gräfin, gab ihrem Julius Nachricht, und dieser, der jetzt alle Tage, anstatt Herrmanns, die Reviere begehen mußte, theilte sie seinem Herrn, dem Grafen Ludwig, mit, der schon bei dem Förster Herrmann in einem ganz abgelegenen Forsthause, mitten im Walde, wohnte. Julius wußte von dem jungen Candidaten mehr, als die Gräfin; denn er stand auch bei der Jungfer der Frau von Solden in großer Gunst.

Der Graf Ludwig erschrak erst heftig, und wurde dann blutroth vor Zorn. Er ging hinaus, in das dunkelste Gebüsch, und sagte laut vor sich: „o Gott! sie zu verkaufen an einen Nichtswürdigen! dieses schuldlose Herz in die unreinen Hände eines so verächtlichen Menschen geben zu wollen! Sind sie rasend? — — Wenn ihnen alles erlaubt ist,

zu verderben: so sollte es mir nicht erlaubt seyn, zu retten? Ja, ich habe versprochen, sie nicht wiederzusehen, dir, mein guter, edler, menschlicher Oheim. Aber wärest du hier, du würdest sagen: was zauderst du unmännlich! Geh, rette die Unschuld, und sollte sie darüber deine Frau werden! O, sie zwingen mich; sie treiben mich fort! Ich bin unschuldig; auf sie allein kommt alles!

Er ging wieder zu Julius, und ließ sich umständlich erzählen. Ist denn das wohl möglich! sagte er dann mit einem tiefen Seufzer. — Geh, Julius; und könntest du mir einen schriftlichen Beweis von des Menschen Niederträchtigkeit verschaffen, so wollte ich ihn mit Golde aufwiegen. Julius bedachte sich ein Weilchen, und sagte dann: vielleicht geht es. Aber lange haben Sie nicht Zeit, Herr Graf. Es muß bis dahin irgend etwas geschehen. Die gute Mamsell muß gewarnt werden; denn dieser Mensch hat einen süßen Mund und eine schmeichelnde Zunge. Auf Eil ist alles abgesehen, Herr Graf.

Der Graf überlegte. Jetzt war es nicht anders — er mußte sie wiedersehen. „Nun

denn!" sagte er; „so bin ich genöthigt, zu thun, was ich nicht wollte. Thue ich aber den Einen Schritt, dann auch alle übrigen; denn wehe sollen sie dir nicht thun, du heilige, arglose Seele! Geh, Julius! geh!

Der Graf erinnerte sich aus Rebekkens Erzählungen, daß sie gegen Abend öfters in einen Haselnußbusch ginge, der eine felsige Höhe bei ihrem Dorfe, die einzige rings umher in der reichen Kornebene, bedeckte. In Jägerkleidung, und in einen Mantel gehüllt, ritt er, von Herrmann begleitet, am folgenden Morgen den Weg nach Eschenhorst. Bei dem nächsten Dörfchen stieg er ab, nahm den Weg nach dem Dorfe, und sah den Haselbusch, das einzige Gebüsch in der Gegend. Er ging hinein, und kam auf eine Höhe, von der sich der Weg aus und nach dem Dorfe beobachten ließ. Hier wählte er sich eine Stelle aus, wo ihn Rebekka nicht sogleich sehen konnte, und bemerkte nun auch die Stelle, auf der sie sich wahrscheinlich niedersetzen mußte: einen erhöheten Rasenplatz, nahe bei seinem Schlupfwinkel, einem Haufen ver-

witterter Steine, mit Brombeerranken und Dornen dicht bewachsen.

Er sah mit seinem Dollond den Weg zum Dorfe hin, und endlich kam sie, mit dem Strickzeuge in der Hand, langsam und ganz allein, gegangen; denn hier war Niemand, den sie fürchten durfte. Mit Schmerz und Entzücken sah er sie durch sein Fernrohr ganz nahe vor sich. Es schien ihm, als wäre das himmlische Gesicht von einem leichten Kummer getrübt; und dies wurde ihm immer gewisser: denn auf einmal ließ sie die Hände mit dem Strickzeuge sinken, und hob die Augen gen Himmel. Dann beugte sie das schöne Gesicht nieder auf die Brust, und trocknete mit dem Strickstrumpfe das Auge. So zauberte sein Glas sie immer näher und näher, dicht vor ihn hin, bis er sich endlich in seinem Schlupfwinkel verbergen mußte, um ihren Blicken zu entgehen, die nun schon etwas hinter dem Gebüsch erkennen konnten.

Sie setzte sich, sobald sie oben war, auf den Grashügel, den er ganz richtig für ihren gewöhnlichen Sitz gehalten hatte. Er beobachtete sie von der Seite durch eine kleine

Oeffnung im Gestein, wie sie eine lange Zeit, bald strickend, bald nachdenkend, bald seufzend, da saß. Doch auf einmal nahm sie aus dem Busen einen in Papier geschlagenen Zettel hervor, las ihn, legte ihn neben sich, las ihn wieder mit Thränen, küßte ihn, legte ihn dann auf ihren Schooß, und ließ die Stirn in ihre Hand sinken.

Was ist das! was hat sie da? dachte der Graf sehr unruhig. Sie küßte das Blatt. Wie! Betrübt sie ein andrer Kummer, nicht der — um mich? — Er wünschte, das Papier zu sehen, und trat daher hinter dem Gestein hervor. Sie sah sich, als sie ein Geräusch hörte, ohne zu erschrecken, ruhig um. Doch jetzt erkannte sie ihn. Das Strickzeug fiel, als sie aufsprang, aus ihrer Hand, und das Papier, das sie gelesen hatte, von ihrem Schooße. Fliegend, mit ausgebreiteten Armen, mit dem Entzücken der Liebe in dem errötheten Gesichte, that sie einen Schritt vorwärts; dann aber blieb sie stehen, und die Stellung der Freude verwandelte sich in eine Stellung der innigsten Betrübniß.

Der Graf näherte sich ihr langsam, und

war verlegen, was er zuerst sagen sollte; doch sie reichte ihm freundlich die Hand: denn sie war ja nicht mißtrauisch gegen ihn. Aber in ihre freundlichen Augen drangen dennoch Thränen, die sie mühsam zurück zu drängen suchte.

Liebe Rebekka, sagte er; ich mußte Sie endlich einmal wiedersehen. — Sie sah ihn freundlich an, immer freundlicher, und er vergaß gänzlich, warum er hier war, und daß er sich vorgenommen hatte, die Rolle eines bedächtigen, kalten Freundes zu spielen. Er drückte ihre Hand immer inniger, und sagte, wie begeistert: nein, ich konnte nicht länger leben, ohne Sie wiederzusehen.

Dem lieben aufrichtigen Mädchen schwebten die Worte ihrer Mutter: „setze mich wie ein Siegel auf dein Herz!" immer auf der Zunge. Doch — sagen konnte sie das ja nicht, da Er noch nichts deutlich gesagt hatte. Sie sah ihn mit den Taubenaugen nur so vertraulich, so liebreich an, als hätte sie das längst gesagt, drückte seine Hand jetzt mit ihren beiden Händen, und flisterte, als dürfte sie es nicht sagen, und erröthete, als hätte

sie sich ihres so reinen Herzens zu schämen: ach, ich habe immer an Sie gedacht, jeden Augenblick, wenn ich allein, und wenn ich auch nicht allein war. Ich weiß nicht, wie mir jetzt schon lange ist! Ich möchte immer Sterbelieder singen in der Einsamkeit, und mich mit Blumen schmücken, wie die Todten geschmückt werden; und doch bin ich wieder so sehr glücklich! Es fehlt mir alles, und fehlt mir auch nichts. Meiner Mutter darf ich das nicht vertrauen; denn die ... ach!" — Hier brach sie schnell ab, und fragte mit einer Aufwallung von Freude: „sind Sie in unserm Hause gewesen? Hat meine Mutter Sie hieher geschickt?"

Nein, meine Freundin; Sie selbst haben mir erzählt, daß Sie fast täglich hieher gingen. Hier, glaubte ich, Sie zu finden, und habe Sie wirklich gefunden.

Rebekka dachte nach. „Meine Mutter," sagte sie, „wird das nicht gut heißen. Das Böse verbirgt sich in Felsritzen, und der Heuchler in die Nacht, sagt sie immer; aber der gute Mensch ... Doch nein, o nein! Sie wollen sich ja nicht verbergen. Lassen Sie

uns geschwind gehen! Auch meine Mutter wird gut von Ihnen denken, wenn sie nur eine Viertelstunde mit Ihnen gesprochen hat." — Sie hob eilig ihr Strickzeug auf, und er bückte sich nach dem Papiere, das sie vorhin geküßt hatte. Es war sein eignes Billet. O, es drang ein Strom von reiner Freude in sein Herz, so wie er seine Schriftzüge erkannte!

Nein, Rebekka, sagte er jetzt: heute kann ich nicht mit Ihnen gehen; überhaupt jetzt noch nicht. — Sie warf einen mißtrauischen Blick auf ihn, den er bemerkte. — Rebekka, sagte er nun; ich bin fromm, wie Sie. Lassen Sie kein Mißtrauen unsre Freundschaft stören! Trauen Sie diesem Herzen, in dessen innerstem Heiligthume Sie, wie eine Königin, herrschen. Glauben Sie diesen Thränen, edles, heiliges Mädchen. Nein, ich will, ich kann Sie nicht betriegen; denn ein Engel steht an ihrer Seite, liebe Rebekka! Lassen Sie Sich durch keinen Zweifel von meinem Herzen losreißen! Ich würde sonst vor Schmerz sterben!

Diese Worte sagte er mit bebender wei-

nender Stimme, und dabei hatte er die schönen offenen Augen fest auf die ihrigen gerichtet. O, wie hätte sie, die noch von Niemand auf der Erde betrogen war, ihm nicht glauben sollen! ihm, an dem ihr Herz so treu, so innig hing, und der ihre Hand jetzt fest, wie ein Siegel, auf sein Herz drückte!

„Ja," sagte sie, mit einer fallenden Thräne; „ja, ich glaube Ihnen. Ach, und riefe jetzt eine Stimme vom Himmel: glaube nicht! so würde ich dennoch glauben!"

Gute Rebekka! sagte er, und hob die Hand gen Himmel — Sie haben mir geglaubt. O, ich muß Sie ewig wiedersehen, oder ... Nein, ich kann jetzt nichts sagen, gar nichts! Ich bin jetzt nur ein armer Jäger.

Hier unterbrach sie ihn. „Arm? O, soll ich auch das glauben? Meine Mutter sagt, Sie wären reich und vornehm; sehr vornehm. Und das ist auch wahr."

Ach, liebe Rebekka, glauben Sie mir, hier steht ein sehr armer Mensch vor Ihnen. Alles was ich habe, ist nur ein treues Herz in dieser Brust. Dieses Herz gebe ich Ihnen

jetzt; und nun habe ich gar nichts mehr, als nur die Freude, daß Sie mir glauben. — Weiter konnte er nicht fortfahren vor innerer Erweichung. Hätte er seinem Oheim nicht das Versprechen gegeben, so wäre er jetzt glücklich geworden. „O, weinen Sie nicht!" sagte Rebekka; „ich glaube Ihnen ja. ... O, wie soll ich Sie denn nennen?" fragte sie schluchzend.

Ludwig heiße ich, sagte er leise. O, Rebekka, fallen Sie nicht von mir ab! Weh soll Ihnen Niemand thun — wenn ich es nicht muß.

„O, könnten Sie mir wehe thun? Aber wenn Sie müssen, dann — will ich ganz insgeheim weinen. O, weinen Sie nicht! Gern wenn Sie wollen, werde ich mich in die Grube legen, und wenn man mich morgen suchet, werde ich nicht da seyn! Ach, warum sind wir denn so unglücklich! Kann ich es denn nicht wissen?

Die Stelle aus der Bibel: „wenn man mich morgen suchet, werde ich nicht da seyn," erschütterte ihn. O nein! sagte er, mit hoffnungsreichen, funkelnden Blicken: zittren Sie

nicht,

nicht, Rebekka! Glauben Sie nur an mich, an meine Treue, und lassen Sie Sich durch nichts von mir abwendig machen.

„Gewiß nicht. Ich will Ihnen glauben, so lange ich lebe. Aber — fuhr sie nach einer Pause schmeichelnd fort — ich habe meiner Mutter versprochen, nie Jemanden heimlich zu sprechen; und das ist nun doch geschehen! Schweigen muß ich; ach! ich weiß ja, was sie sagen würde. Aber hieher komme ich nicht wieder."

Gehen Sie hieher, so oft Sie wollen, Rebekka; denn hier, mein frommes Mädchen, will ich Sie nicht wieder sprechen. Gehorchen Sie Ihrer guten Mutter. Ich blicke jetzt muthig in die Zukunft. Gewiß, wir sehen uns wieder, Rebekka, und vor den Augen Ihrer frommen Mutter. Trauen Sie nur meinem Herzen! Es gehört Ihnen; Ihnen ganz allein. —

So eben kam Jemand den Weg herauf. Sie bemerkte es nicht, wohl aber Er. Beide sagten einander nun Lebewohl. Rebekkens Blicke erloschen in Thränen; sie näherte ihr Auge dem seinigen. „Leben Sie wohl!"

sagte sie noch einmal. „Gott sey mit Ihnen!" Er drückte ihr nur die Hand, und küßte sie nicht. Die Geliebte würde er geküßt haben; doch die Tochter war ihm heilig. Beide gingen hinunter, Jedes seinen Weg, selig, und doch die Brust voll von einem unendlichen Schmerze.

Am Abend war der Graf Ludwig wieder in seiner Klause. Sein Schicksal hatte sich entschieden: Rebekka, oder keine Andre. — So hielt er das Versprechen, das er seinem Oheim gegeben hatte!

9.

Rebekka hält fest am Glauben.

Am folgenden Morgen fiel ihm ein, daß er Rebekken auch nicht ein Wort von dem Freier gesagt hatte, der sich um ihre Hand bewerben würde. Er war darüber verlegen, da er ihr nun obendrein so feierlich versprochen hatte, sie nie wieder allein zu sehen. Aber — Julius war ja an der Quelle aller

Nachrichten; und er selbst konnte ja am Ende zutreten, und war auch entschlossen, es ganz öffentlich zu thun, wenn man Rebekken drängen sollte.

Der junge Prediger Herr Rauch — er hatte jetzt die Pfarre schon angetreten — wanderte nun fröhlich, und mit heißen Wünschen, welche Rebekkens Schönheit und Jugend bei ihm erregt hatten, nach Eschenhorst. Er kam gegen Abend dort an, und Rebekka öffnete ihm die Hausthür. Ganz verderbt war er nicht; denn er erröthete doch, da er diesen Engel sah, der seinem Verderber so freundlich entgegen trat.

Ich bin der Pastor aus Bergholzen, hob er an, und Rebekka öffnete ihm die Thür des Zimmers. Nach den ersten Complimenten fuhr er fort: ich war in Blanden; der Abend hat mich überfallen.

Willkommen, Gesegneter des Herrn! sagte die Mutter.

Ich bin dem Abend für seinen Ueberfall Dank schuldig, Herr Bruder, sagte der Vater. Eine Suppe, ein Bett werden Sie

hier finden, und eine freundliche, zufriedne Familie.

Nachdem alles besprochen war, der Weg, die Ernte, die Kornpreise (wobei die Frau Predigerin ein paar Mal Vergleiche aus dem heiligen Lande anbrachte, die aber der junge Mann nicht zu bemerken schien) forschte der Alte, doch sehr behutsam, nach den Kenntnissen des Herrn Bruders, besonders in den Orientalischen Sprachen. Der junge Mann schien sich darauf einlassen zu können, und nun schüttelte ihm der alte Collego recht herzlich die Hand. „Nichts ohne morgenländische Sprachen, Herr Bruder! nichts ohne das Arabische, ob das gleich die Dornenkrone unsrer meisten Prediger ist!" Er bereuete das Wort Dornenkrone, als es heraus war; denn nun kam seine Frau wahrscheinlich in's Reden. Richtig sagte sie, und zwar lächelnd: „Glauben Sie auch, Herr Pastor, daß die Dornen zu der Dornenkrone unseres Herrn gemeine Dornen gewesen sind?"

Wer kann das wissen, liebe Frau! sagte der Alte. Mir thut das Herz schon weh bei

den kleinsten Stacheln; und dir sind sie nicht groß genug!

Unser Herr Christus ist, glaube ich, mit Dornen von einem Myrobalan gekrönt worden, sagte der junge Prediger, der sich recht eigentlich darauf vorbereitet hatte, die Achtung der beiden Eltern zu gewinnen. Jetzt leuchteten die Augen der Mutter von einem frohen, heiligen Eifer. Der Baum wuchs um Jericho, sagte sie; er hat fingerlange Stacheln, und Blätter, wie der Barababaum.

Wie sehen denn die Blätter aus? fragte der Mann. Sie ließ sich aber nicht stören, und schritt nun siegend von der Dornenkrone zu der Rose von Jericho, von der zu dem Balsam von Gilead, und immer so weiter, wobei der junge Prediger ihrem Triumphwagen mit neuen siegreichen Fragen folgte.

Sie warf endlich die Frage auf, ob Jesus in der Wüste Quarantana versucht worden sey, oder in der am todten Meere.

Wenn das nicht eine bloße moralische Erzählung ist, liebe Frau, habe ich dir schon oft genug gesagt. — Sie erwiederte aber laut: „nein, keine Erdichtung! Ganz in der Nähe

ist der Brunnen Elisa zum Wahrzeichen."
Ihr Mann mußte Geduld haben, bis Rebekka sie abrief, daß sie die letzte Hand an das Abendessen legen möchte. Und nun ging das Examen im Arabischen an. Der junge Prediger sprach so fertig von den Worten Gezm, Teschdid und so weiter, daß der Ehrenmann, der alte Pastor, zum ersten Mal vor irgend einem seiner Amtsbrüder, so viele er ihrer kannte, die Segel strich. Aber er that das mit Freuden, und wünschte Einmal über das andre, daß der Himmel den Herrn Bruder doch dicht in seine Nähe gebracht haben möchte. In diesen Wunsch stimmte die Frau Predigerin mit ein, und zwar von ganzem Herzen. Sie konnte ihrem Gaste nicht Ehre genug erweisen; alles wurde heute Abend mit etwas aus dem heiligen Lande verglichen. — Selbst Rebekka fing an, den Mann für ungeheuer gelehrt zu halten, und ihn mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten.

Auf einmal fragte — bei Gelegenheit der Salzsäule, in welche Loths Frau verwandelt wurde — die Frau Predigerin: wie lange er schon verheirathet wäre; und

zu ihrem Erstaunen hörte sie: er sey erst vor einigen Wochen Prediger geworden. Hier warf der alte Vater einen Blick auf Rebekken; denn er hätte ihr gern einen guten Orientalisten zum Manne gewünscht. Obgleich auch der guten Mutter ein Mann, der das heilige Land so gut kannte, wie dieser, für Rebekken sehr wünschenswerth schien: so war sie doch viel zu fromm und zart, als daß sie hätte einen Blick auf ihre Tochter werfen können. Das muß der Herr thun, dachte sie von je her. Sie war nun nicht mehr ganz so freundlich gegen Herrn Rauch, weil er sonst hätte glauben können, daß sie ihn locken wollte. Ihr Mann hatte indeß gar nichts dawider, daß der junge Herr Amtsbruder Rebekken heimlich von der Seite ansah, und daß seine Antworten manchmal ein wenig verkehrt ausfielen. Auch die Mutter bemerkte das, und stellte in ihrem Herzen alles Gott anheim, ohne befördern oder verhindern zu wollen.

Doch kaum war der ehrenwerthe Gast zu Bett gegangen, und Rebekka mit ihrer Lampe in das Kämmerchen geschlichen; da

hob der Vater an: was sagst du, Mama? Hast du bemerkt, welche Blicke unser Gast auf Rebekken geworfen hat?

„Ich will dir," antwortete sie, „offenherzig sagen, was ich denke. Noch nie habe ich gesehen, daß Die verlassen waren, die Gott von Herzen dienten, noch habe ich gesehen ihre Töchter ohne Erbe in Israel. Lieber Mann, das überlasse ich Gott, obgleich mein Herz voll Freude ist, und meine Seele voll Lob."

Wenn nur Beckschen ein wenig freundlicher gegen ihn wäre! Ich muß sagen, das wünschte ich von Herzen. Ein wenig freundlicher!

„Das wolle Gott nicht, lieber Mann! Was wäre das denn anders, als Mannssucht? Und möchtest du wohl, daß dein Kind mannssüchtig wäre? Nein, Gott sey gelobt, der ihr ein keusches Auge gab, und einen Mund voll Zucht!"

Ja, ich möchte es doch gar zu gern, wenn es Gottes Wille wäre. Das ist ein Araber, liebe Frau, wie ein geborner, und es geht ihm vom Munde, zum Erstaunen!

„Und von dem heiligen Lande hat er alles gelesen, was je darüber geschrieben worden ist. Gott gebe seinen Segen zu unsern Wünschen, und Rebekken Glück, wenn es auch mit einem Manne seyn sollte, der nicht wüßte, wo der Berg Sinai liegt! Ich fürchte,... ach, ich fürchte, der Jäger steckt ihr noch immer im Herzen!“

Dieser wird ihn schon heraus bringen, liebe Frau, wenn es Gottes Wille ist. — Hier umarmten beide Eheleute einander zärtlich, und faßten in ihrer innigen Empfindung der Liebe, der Sorge für ihr Kind, den Vorsatz — Er, sie gewähren zu lassen, und sollte sie auch immer Dornen für das Haupt Christi flechten aus dem Myrobalanbaum, der Blätter hat, wie der Barababaum, von denen sie den Einen so wenig kannte, wie den andern; — und sie (die Weiber sind ja immer reicher in der Großmuth), — sie nahm sich vor, morgen ihren Gast selbst auf das Arabische zu bringen, und ihren Mann so lange fortreden zu lassen, wie er nur immer wollte.

Mit diesen Entschlüssen gingen sie zu Bett, und ein himmlischer Friede sank wie ein

balsamischer Schlaf auf ihre Augen, und wie ein süßer Traum von dem Glück ihres geliebten Kindes in ihre stillen Seelen.

Rebekka schlief nicht so sanft, weil sie über das Schicksal ihres geliebten Jägers, und über ihr eigenes unruhig hin und her sann. Sie sollte fest halten an ihm; und das wollte sie auch, dazu war sie entschlossen, ob sie gleich nicht wußte, wie. Was sie dem geliebten Manne wäre, wußte sie nicht, wohl aber, daß er wiederkommen würde; und das war genug. Sie schlief in unruhigen Träumen, ohne zu ahnden, daß die Prüfung ihres Herzens so nahe war.

Am folgenden Morgen kam der Gast zum Frühstück herunter, und man trank in einem Zimmerchen, das an den Garten stieß. Rebekka ging an dem schönen, freundlichen Herbstmorgen längs den Beeten hin, und begrüßte jeden Aster, jede Sonnenblume. Die Tauben flatterten um sie her, und die Hühner, welche sie dieses Jahr erzogen hatte, flogen grüßend an ihr auf; sie ging aber, für den Geliebten betend, still an den Blu-

men hin, die voll schöner Thränen hingen wie ihre großen, unschuldigen Augen.

Es ist mir, sagte der junge Prediger zu der Mutter, die schöne Gestalt mit lüsternen Blicken verfolgend, als müßte ich Ihr Haus nicht verlassen, ohne das Schönste daraus mitzunehmen, Ihre fromme Tochter. Ich kenne die Mädchen in der Welt, liebe Frau Pastorin; daher weiß ich: ihr Spinnweb taugt nicht zu Kleidern, und ihr Gewirke nicht zur Dekke; denn ihr Werk ist Mühe, und in ihren Händen ist Frevel.

„Nein, Gott Lob!" sagte die Mutter, mit Freudenthränen in den Augen; „das kann ich von meinem Kinde nicht sagen. Fest ist ihr Herz, wie der Libanon, und rein ihre Seele, wie eine frische Wasserquelle in der Wüste."

Der junge Prediger ergriff die Hand der Mutter, und bat feierlich um die Tochter. Er fing an, die Einkünfte seiner Pfarre her zu rechnen, und die Gnade der Familie Solden zu erheben. — Das nicht, Herr Bruder! sagte der Vater mit kräftiger Stimme; das

ist es nicht, wonach wir fragen. Liebe ist der Reichthum eines Hauses, und Friede und Gerechtigkeit sind die Grundsäulen des Glük-kes. Wenn wir Ihnen unsre Rebekka geben, so bekommen Sie ein Herz, dem die kleinste Kränkung eine Dornenkrone von Stechpalmen seyn würde (die Mutter dachte jetzt nicht an den Myrobalan); denn bis jetzt hat die zarteste Liebe ihr Herz bewahrt.

„Wir geben Ihnen unsre Herzen mit, Herr Pastor!" sagte die Mutter weinend. „O, Gott sehe herab auf diese Stunde, daß sie gebäre Freude und Dankpsalmen!"

Ich rufe Gott zum Zeugen, sagte der Prediger, daß ich sie lieben will, gleich meinem Augapfel. — — So eben kam Rebekka von ihrer Wanderung durch den Garten und Hof zurück. Sie sah in den Augen ihrer Eltern Thränen, und fragte ängstlich, worüber sie weinten.

„Ueber dich, Rebekka!" antwortete die Mutter, feierlich ihre Hand ergreifend; „denn dieser Mann des Herrn fragt, ob du mit ihm ziehen willst, sein Weib zu seyn."

Rebekka erblaßte, fiel dann weinend ih-

rer Mutter um den Hals, und zog sie leise fort. Sechs oder acht Schritte weit von den Andern sagte sie: nein, Mutter, nein! ich kann nicht.

Nun ging die Mutter mit ihr in die fernste Laube, drückte die Tochter an das mütterliche Herz, und sagte: „ich beschwöre dich, meine Tochter, bei dem lebendigen Gott, daß du mir die Wahrheit sagest, und thust, was recht ist! Der Mann ist gelehrt, so gelehrt wie dein Vater; sein Eifer ist groß, und sein Herz rechtschaffen, so viel wir wissen. Gottes Hand hat ihn in unser Haus gebracht, das kannst du nicht läugnen; Gottes Hand hat sein Herz gegen dich gerührt, das wirst du gestehen, Beckschen. Und nun rede!"

Ach, liebe Mutter, ich bin sehr unglücklich! Ich weiß, daß ich Ihnen Verdruß machen muß; aber ich kann nicht anders. Hat nicht Gottes Hand auch den Jäger auf unsern Weg geleitet? hat er nicht auch dessen Herz gerührt? Und, Mutter, o liebe Mutter! auch das meinige! Denn in meinem Herzen wohnt die Liebe, und in meiner Brust Un-

ruhe. Ach, Mama, sagen Sie dem Manne, daß ich unglücklich bin; aber — abfallen kann ich nicht von — meinem eigenen Herzen. Ich kann nicht warm und kalt seyn, aus Einem Munde. O, liebste Mama, helfen Sie mir aus diesem Augenblick der Angst, und der Trübsal! — Sie ging nun sanft weinend von der andern Seite wieder in das Haus.

Nun? was sagt unsre Rebekka? fragte der Vater, als die Mutter zurückkam. Sie antwortete mit einem Seufzer: „ach, die unglückliche Reise nach dem Jahrmarkt! Wir müssen Ihnen die Wahrheit sagen, Sie Gesegneter des Herrn. Rebekkens Herz ist nicht mehr ganz frei, aber auch nicht verschenkt." — Beide Eltern erzählten nun sehr aufrichtig den kleinen Vorfall mit dem Jäger und Rebekken.

Und Sie wissen nicht, wer der junge Mensch gewesen ist? auch Ihre Rebekka nicht? (Herr Rauch sowohl als die Frau von Solden hatten Rebekkens Eltern in Verdacht, daß des Grafen Reichthum und Stand sie

reitze.) — Weiß es auch Rebekka nicht? fragte er noch einmal.

Gewiß nicht! war die bestimmte Antwort der Eltern. Er schwieg, und freuete sich, daß sie davon nichts wußten. — Die Elenden! sie fangen sich doch immer in den Netzen ihrer eigenen Schlechtheit! Hätte er gesagt: der junge Jäger ist der Graf Hochborn, der reiche Graf Hochborn; so würde er die Eltern für sich gewonnen haben, und wer weiß, ob nicht auch Rebekken: denn, ein Graf ihr Geliebter? Sie hätte alle Hoffnung aufgegeben, ihn je zu besitzen. Die Eltern würden sie mit Gottes Zorn bedrohet haben; und den konnte Rebekka nicht auf sich laden.

Herr Rauch lächelte listig, und sagte: das wird sich geben! Der Jäger ist ohne Zweifel ein junger Mensch, wie es ihrer Tausende giebt, die hinter jedem jungen Mädchen her sind, um es zu verführen. Hat er nachher wieder etwas von sich hören lassen? Gewiß nicht.

„Nein, er ist, wie verschwunden," — sagte die Mutter.

Sehen Sie wohl? fuhr Jener fort. Das

hat also nichts zu sagen. Stellen Sie es der frommen Rebekka nur recht vor. Ich freue mich, daß ich das Mittel bin, sie aus den Händen eines Verführers zu retten. Aber Eil wird wohl nöthig seyn! —

Er nahm den zärtlichsten Abschied von den Eltern, und versprach, in acht Tagen wieder zu kommen. Sie möchten, sagte er, Rebekken bis dahin nur vorbereiten; dann wollte er selbst mit ihr sprechen.

10.

Die Mutter wagt einen Sturm auf das Herz der Tochter; doch diese hält fest.

Rebekka kam nun, sobald er fort war, herunter, und zerfloß in Thränen. Die Eltern hoben an, ihr vorzustellen, wie thöricht es wäre, auf einen Mann zu hoffen, der so reich, so vornehm sey, wie der junge Jäger, und der sich gar nicht wieder sehen lasse.

„O, liebe Mutter,“ sagte jetzt Rebekka, und knieete vor ihr nieder; „er ist nicht

reich,

reich, nicht vornehm. Nein, er ist arm; arm, wie ich. Ich habe ihn wiedergesehen, vor drei Tagen." — Beide Eltern erstaunten. — Wo denn? fragte die Mutter ängstlich.

„Im Nußbusche."

Ach, Herr! rief die Mutter; in deine Hände laß mich fallen, nicht durch die Thorheit meiner Tochter! ... Rebekka, o Rebekka! Du hast ihn wiedergesehen, ohne unser Wissen?

Das Gebet der theuren Mutter drang in Rebekkens Seele. „O Mama, fluchen Sie Ihrer Tochter nicht! Ich bin unschuldig." — Sie erzählte alles vollkommen aufrichtig.

Nun, wer ist er denn? wie heißt er? fragte der Vater sanfter. Das wußte die arme Rebekka nicht; doch ihr ganzes Gespräch mit ihm, und was sie ihm angelobt hatte, erzählte sie.

Beide Eltern wurden gerührt; aber sie sahen doch ein, daß Rebekka eine Thorheit begangen hatte.

Verlobt hat sie sich nicht! sagte der Vater.

Nein, Gott Lob! sie ist noch frei! rief die Mutter.

„Nein, Mutter, das bin ich nicht!“ sagte Rebekka. „O, er hat ja nichts, als die Freude, daß ich ihm glaube! Er hat mir sein Herz gegeben, sein treues Herz, und das will ich ihm treu bewahren. Gott ist mein Zeuge: das will ich! Mag daraus werden, was da will! Er verläßt mich nicht: das allein weiß ich. Und seh' ich ihn nicht wieder, so zweifle ich nicht, daß er todt ist; und dann kann ja auch mein Herz brechen. O Mama, quälen Sie mich nicht! Ich fühle, daß ich mit Gott handle, daß es des lebendigen Gottes Weg ist, auf dem ich gehe. Ach, und hätte er mich auch betrogen (aber das hat er nicht, gewiß nicht!) so betriege ich ihn doch nicht. Nein, ich glaube ihm, und müßte ich gleich in mein Grab sinken.“

Rebekkens Versicherung, sie thue, was sie thue, mit Gott, erschreckte die Eltern. Wir müssen die Sache überlegen, sagten Beide; Gott wird dir einen neuen Geist geben. Wir wollen ruhig seyn, und uns noch zärtlicher lieben. — — Alle Drei hielten Wort. Die Eltern glaubten der Tochter, daß sie mit Gott handle; und die Tochter den Eltern, daß

sie nur ihr Glück wollten. Was in jedem Hause Zorn, Flüche und Haß verursacht haben würde, bewirkte hier einen stillen, zärtlichen Schmerz und eine höhere Liebe. Rebekka versprach, ihren Geliebten nicht wiederzusehen. „O," sagte sie, „das kann ich versprechen; denn er hat mir gelobt, mich nicht wieder aufzusuchen, wenn ich allein bin." Dagegen versprachen die Eltern, Rebekkens Verheirathung mit dem jungen, frommen Prediger nicht zu übereilen, sondern der Hand Gottes Raum zu lassen, und sich in seine Fügung zu ergeben.

Nach acht Tagen stellte sich Herr Rauch wieder ein. Er fand die Mutter, die es auf sich genommen hatte, ihm ihre Entschlüsse zu sagen, allein; der Vater und Rebekka waren spazieren gegangen. Herr Rauch drückte der Mutter die Hand, und sagte freundlich: Gute Mutter, thun Sie auch, was vor dem Herrn recht ist? Vielleicht ein Bösewicht (er wußte nicht, daß Rebekka den Jäger wiedergesehen hatte), der verschwunden ist, der ... Sie setzen das Glück Ihres Kindes auf ein gefährliches Spiel! Laß deinem Kinde seinen

Willen nicht in seiner Jugend! sagt die heilige Schrift. Ein Mann, dessen Nahmen Sie nicht wissen, dessen Gewerbe Sie nicht kennen, der vielleicht wohl gar schon verheirathet ist!... Mutter, Mutter! Verzärtelung ist nicht Liebe. Fromme Frau, es kommt mir beinahe vor, als heiße dieses, Gott versuchen.

Die Mutter seufzte, und überlegte. Sie fand, daß er Recht hatte, und gab ihm die Hand darauf, daß sie den Sinn ihrer Tochter brechen wollte. Kommen Sie nur, sagte sie, über acht Tage wieder; und ich hoffe, daß meine Tochter sich dann mit Ihnen verloben soll.

Sehr vergnügt ging der Herr Prediger Rauch, der in der That für Rebekken eine Art von Liebe, obgleich nur eine sehr sinnliche, empfand, wieder weg, mit sich selbst zufrieden, daß er die Mutter verleitet hatte, Gewalt zu gebrauchen; denn dieser, hoffte er, würde das sanfte, fromme Mädchen nicht widerstehen können.

Die Mutter hatte hinlänglich Zeit, sich auf einen Sturm vorzubereiten; denn Vater

und Tochter blieben heute lange aus. Als sie endlich wieder zu Hause waren, hob sie an, der Tochter alles ganz kalt zu erzählen, was der junge Prediger gesagt hatte. „Ein Mensch ohne Nahmen, Beckschen, dessen Gewerbe du nicht kennst, der, wie er dir gesagt hat, arm ist, ganz arm, und doch solche Geschenke macht! O, Beckschen, ein Lügner, zweizüngig wenigstens, wenn nicht gar etwas Schlimmeres! Ein Mensch, Beckschen, von dem Niemand weiß, wo er zu Hause gehört, der dir vorsetzlich seinen Nahmen, seinen Stand, sein Gewerbe, seine Umstände verschweigt, der — mich schaudert, wenn ich daran denke! — der verheirathet seyn kann. Und du nennst dich seine Braut? — Rebekka erblaßte; denn ihre Mutter sprach mit leidendem, tiefem, mütterlichem Schmerze. Was hast du ihm verborgen? fuhr die Mutter fort. Nichts! gar nichts! Wenn er kein Betrieger ist, so darf er es doch nicht übel nehmen, daß wir ihn dafür halten. Du sollst ihm glauben, Beckschen; und er steht da, wie ein Gespenst, in Nacht gehüllt. Nein, meine Tochter! das heißt Gott versuchen; und das

darf ich länger nicht leiden, weil ich Mutter bin.

Der Vater nahm die Parthei der Mutter; doch Rebekka hielt den Sturm glücklich aus. Sie glaubte fest an Lieb' und Treue; sie glaubte der Stimme ihres eigenen Herzens, den Thränen und den Versicherungen des Geliebten. „Was Sie verlangen können, liebste Mama," sagte sie, „das will ich thun. Ich sehe den Jäger nicht anders wieder, als vor Ihren Augen. Auch nehme ich keine Briefe von ihm an, ohne sie Ihnen zu geben. Doch die Treue, die ich ihm gelobt habe, bewahre ich ihm. Ich weiß, Mutter, was auch jener Mann sagen mag — und es gefällt mir nicht, daß er Streit aussäet zwischen uns — ich weiß gewiß, daß ich auf Gottes Wegen bin."

Die Liebe hatte das sonst so blöde Mädchen zu einer Heldin gemacht, so daß sie fest an sich selbst halten konnte. Die fromme Mutter drückte zwar ihre Tochter an das Herz, sprach aber mit finsterem Unwillen einen Fluch gegen den Verführer aus. Da rief Rebekka: „o Gott, verkehre meiner Mutter Fluch in

Segen, wenn er fromm ist! Und muß ihr Fluch erfüllt werden, o so ...“ — sie erblaßte, fing an zu schluchzen, und sagte leise: „so laß ihn auf mich fallen!“

Das erschütterte die Eltern. Die Mutter riß die aufgehobenen Hände der Tochter herunter, und drückte den Mund auf ihre Lippen. Alle Drei umarmten einander, und die Mutter nahm ihre Verwünschung zurück, ob sie gleich empfand, daß sie Niemanden auf der Erde haßte, ausgenommen eben diesen Jäger, den ihre Tochter liebte.

Diese Scene entschied. Gott behüte! sagte der Vater. Kinder, unglücklich wollen wir seyn, wenn es so seyn muß; aber laßt uns schuldlos bleiben! Unter diesem Dache haben Gerechte gewohnt, und ihre Liebe und Freude. Soll denn nun diese Wohnung des Friedens von Flüchen erschallen? O, gute Frau, weine nicht, und füge dich unter die Hand Gottes!

Da stand sie weinend und reuig, liebend und segnend, zwischen Mann und Tochter. Der Vater nahm die Feder, und schrieb dem jungen Prediger: „sie hätten Ursache, nicht weiter in ihre Tochter, die bei ihrem Nein

bliebe, zu dringen, und am wenigsten mit Gewalt. Ungern müßten sie das Glück aufgeben, einen so gelehrten und frommen Schwiegersohn zu bekommen.“ Hiemit war die Sache zu Ende. Rebekka fühlte sich federleicht. Sie ging in den Haselnußbusch, und da, wo sie dem Geliebten Lebewohl gesagt hatte, knieete sie nieder, und betete für ihn.

11.

Sie spinnen an ihrem Netze fort.

Rauch brachte der Frau von Solden den Brief des alten Steinmetz. Hiermit konnte er sich am besten bei ihr rechtfertigen; denn sie hatte ihm schon Vorwürfe gemacht, daß er seine Sache nicht klug genug angefangen habe. Sie las den Brief mit finstern, hämischen Blicken. „Und sie wüßten nicht,“ fragte sie, „daß der Liebhaber ein Graf ist? das wüßten sie nicht? Hm! sehen Sie denn nicht, daß der Graf und das Mädchen ein Verständniß mit einander haben?“

Ich glaube es fast. Aber den Nahmen des Grafen wissen sie gewiß nicht, gnädige Frau; denn wüßten sie den, so sehen Sie ja leicht ...

Ja, das ist wahr. Aber warum der Graf eine Komödie spielt, ist unbegreiflich. Ich stehe dafür, daß er ein so empfindsamer Thor wäre, das Mädchen zu heirathen. Das wissen wir bestimmt von dem General, gegen den er diesen tollen Wunsch ganz offen geäußert hat. Aber wenn er das will, warum — das begreife ich nicht — warum tritt er nicht auf? Freilich, er hat seinem Oheim versprochen, ruhig zu seyn. Aber ein Andrer mag ihm trauen! Das Mädchen ist schön, wie Sie sagen, sehr schön. Hm! Sie muß fort! sie muß! und noch ehe er zurück kommt!"
Sie stand nachsinnend da.

Und ich? fragte der Prediger Rauch.

„Sie? Sie gehen ruhig hin, und versuchen Ihr Heil am bestimmten Tage noch einmal. Fast glaube ich, daß man Sie abweisen wird; denn Eltern und Tochter sind gewiß vollkommen eins geworden." — Herr Rauch empfahl sich.

Hm, ja! dachte Frau von Solden; ihr Vertrauen muß ich haben. Wahrhaftig, so geht es. Was liegt an dem Menschen, wenn er nur nicht erfährt, woher der Schlag kommt! Und abhängig bleibt er ja immer von uns." Sie ließ anspannen; und nach einigen Stunden war sie in Eschenhorst. Durch eine Freundlichkeit ohne Gleichen wußte sie die Herzen der Eltern bald zu gewinnen, und sie bat sie nun um eine halbe Stunde, worin sie ihnen etwas sehr Wichtiges sagen wollte. „Ich höre," hob sie an, „daß Sie mit dem Prediger Rauch in Verbindung stehen, wegen ihrer Tochter, von der man mir viel Gutes gesagt hat."

Diese Verbindung kommt, leider! nicht zu Stande, sagte die Mutter seufzend.

„Leider, sagen Sie? leider? Wünschen Sie Sich Glück dazu! — Ich bin die Kammerherrin von Solden. Doch, lieber Herr Prediger, wenn ich mich nicht irre, so kennen Sie mich ja."

Ich habe die Ehre, gnädige Frau.

Auf einem meiner Güter ist eben dieser Rauch Prediger. Leider! habe ich zu spät

erfahren, daß er ein Bösewicht ist; ein kluger Mann, ein Gelehrter, aber doch ein Bösewicht! Nun kam ich, Ihre Tochter aus den Händen dieses Menschen zu retten!"

Die beiden Eltern erstaunten. Frau von Solden fuhr fort: „Glauben Sie nicht, daß er seine Bewerbung um Ihre Rebekka aufgegeben hat! Ich will Ihnen aber Mittel und Wege zeigen, diesen abscheulichen Menschen aus Ihrem Hause zu entfernen. Lesen Sie diesen Brief!" Sie übergab dem alten Vater einen Brief von dem Prediger Rauch an das Mädchen, das er Anfangs hatte heirathen wollen. Das Mädchen war erbittert über seine Treulosigkeit, und schickte, um sich an ihm zu rächen, den Brief an die Frau von Solden, da sie nicht wußte, daß er, dieser zu Gefallen, ihr untreu geworden war.

Der alte Steinmetz las diesen Brief mit Abscheu, und sagte dann: Gott sey gelobt, daß Rebekka so standhaft war! O, liebe Frau, siehst du nun? War es der Finger Gottes, der diesen bösen Menschen in unser Haus führte? — Beide Eltern dankten der Frau

von Solden recht aufrichtig für ihre Theilnahme; und diese sagte ihnen nun: sie möchten den Brief behalten, und ihn dem Heuchler, wenn er seine Bewerbungen etwa fortsetzen wollte, vorzeigen. „Sonst werden Sie ihn nicht los,“ fuhr Sie fort. „Nur bitte ich Sie, mich ganz und gar aus dem Spiele zu lassen.“ Die dankbaren Eltern, die eben so wenig wußten, was ein verschlossenes Herz, als was eine verschlossene Hand ist, erzählten der Frau von Solden Rebekkens Begebenheit mit dem Jäger, weil sie einen so freundschaftlichen Antheil an des lieben Mädchens Glücke nahm. Die gnädige Frau schüttelte sehr bedenklich den Kopf. „Hört, Ihr lieben Leute, diesen Jäger fürchte ich weit mehr, als den Rauch. Und er hätte Ihre Tochter seitdem nicht wiedergesehen? Das kann ich fast nicht glauben.“ Die Mutter sagte ängstlich: ach ja! er hat sie wiedergesehen, ungefähr vor vierzehn Tagen.

„Derselbe Jäger, mit dem sie auf dem Jahrmarkte in Beiren gewesen ist?“ fragte die Solden, erschreckend und erblassend.

O Gott! riefen die guten Eltern; Sie werden blaß, Ihr Gnaden! Was fehlt Ihnen?

„Vor Schrecken, Ihr guten Menschen, vor Mitleiden mit dem Unglück Eurer Tochter. Ich fürchte diesen Jäger. Sagen Sie mir doch: waren Isabellen vor seinem Wagen?"

Ja! antworteten die Eltern, in der höchsten Spannung.

„Hatte der Kutscher nicht Dunkelgrün und Gold?"

Ja!

„Und war der junge Mensch nicht schlank und groß? Ein funkelndes schwarzes Auge; kastanienbraunes Haar; eine schöne Adlernase; schöne, große, runde Augenbraunen; und ein sehr freundliches, angenehmes Lächeln?"

Ja, Ew. Gnaden, das ist er! sagte der Vater; Sie mahlen ihn, wie er leibt und lebt.

„Ach, Ihr armen Eltern! so seyd Ihr unglücklich! sagte die Frau von Solden, und trocknete ihre trocknen Augen. „Das ist ein wahrer Bösewicht, ein Heuchler, der schon hun-

dert unschuldige Mädchen verführt hat. Wohl gar möglich, daß der Prediger Rauch — denn Beide sind, glaube ich', Busenfreunde — mit unter der Decke steckt. Vielleicht hat Ihr frommes Kind, als Frau des ruchlosen Predigers, dem Verführer übergeben werden sollen!"

Beide Eltern falteten bleich die Hände, starrten den Boden an, und konnten vor Betrübniß nichts sagen. Die Solden fuhr freundlich fort: „Aber verrathen Sie mich nicht! Lassen Sie ja den Prediger Rauch von diesem Verdachte nichts merken; und, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen — denn ich kenne die Welt etwas besser, als Sie —, so sagen Sie Ihrer Tochter von dem allen keine Sylbe. Sie würde doch nichts glauben; denn dieser Heuchler hat die glattesten Worte. Er kann weinen, so oft er will, und thut so fromm, wie ein Heiliger. Ueberlassen Sie mir die Rettung Ihres Kindes. Glauben Sie mir, das liebe Mädchen ist in der größten Gefahr."

Fast wäre die Mutter ihrer edelmüthigen Retterin zu Füßen gefallen. Sie überließ sich

dem Rathe derselben ganz und gar. So empfahl ihnen denn die Frau von Solden vor allen Dingen noch einmal ein vollkommenes Stillschweigen. „Ihrer Tochter," setzte sie hinzu, „müssen Sie von dem Verführer nichts sagen, und auch von meinem Besuche bei Ihnen keinem Menschen eine Sylbe." Sie versprach, die Sache zu überlegen, und alles zu thun, um eine so ehrwürdige Familie vor Schande zu sichern, und ein so heiliges, reines Herz, wie Rebekkens, den schlechten Künsten des Verführers zu entziehen. Als sie wieder weggefahren war, dankten die beiden Eltern Gott für den Engel, den er ihnen zur Rettung ihrer Tochter gesendet hatte.

Der Prediger Rauch kam an dem bestimmten Tage — also doch Einer, über den die Mutter ihren gerechten, heiligen Zorn ausschütten konnte. Sie trat ihm kühn entgegen, und, ehe er noch anfing zu reden, sagte sie mit ihrer Propheten-Stimme: Fliehe, du Mann des Todes; oder des Herrn Hand wird dich ereilen! Lügen sind deine Zuflucht, und Heuchelei dein Schirm. Mit dem Tode hast du einen Bund

gemacht, du Heuchler, und mit der Hölle einen Verstand. Aber der Herr wird dich messen, du boshafter Mann!

Rauch stand zitternd da. Jetzt trat der Prediger auf ihn zu, hielt ihm seinen Brief hin, und fragte: sind das Ihre Schriftzüge? Da erblaßte Rauch, und bat den alten Steinmetz flehentlich, ihn nicht unglücklich zu machen. Dieser warf ihm den Brief mit Verachtung zu; und nun entfernte sich der Elende auf der Stelle. Die Mutter stand da, blickte auf ihn, wie eine Königin, und warf noch einen Propheten-Fluch hinter dem Bösewichte her, der nicht begreifen konnte, von welcher Seite dieser Schlag käme.

Er klagte der Frau von Solden sein Unglück. Sie lächelte, und sagte: „das ist eine Lehre für Sie! In solchen Fällen muß man sich nie auf das Schreiben einlassen."

12.

Die Frau von Solden fängt Rebekka.

Nun hatte die Frau von Solden das Vertrauen der arglosen Eltern von Rebekken gewonnen. Beide warteten mit großer Freude auf ihre Ankunft und auf ihren Rath, wie Rebekka gegen die Verführung des reichen und kühnen Bösewichtes zu sichern wäre. Das arme Mädchen durfte ohne ihre Eltern nicht einmal mehr vor die Thüre gehen. Aber sie erfuhr nicht, in welcher Gefahr sie stand. Sie lebte, bis auf die Art von Gefangenschaft, die sie im nahen Winter ohnedies gehabt hätte, leicht, wie ein Vögelchen auf den Zweigen, und harrte auf ihren geliebten Jäger, dessen Herz sie in Verwahrung hatte.

Auf dem gräflichen Schlosse war es eben so unruhig, seitdem man durch die Frau von Solden wußte, daß der Graf Ludwig, anstatt bei Annaberg die große Jagd zu treiben, hier herum die kleine trieb. Julius wurde verdächtig. Man spürte ihm nach, und entdeckte die Klause des Grafen in Kurzem. Sie

war allzu nahe bei Eschenhorst, und die Gräfin fing nun an, in Ernst zu fürchten, daß sie die Schwiegermutter einer Predigerstochter werden könnte. Sie willigte also gern und völlig in den Plan der Frau von Solden, der auf nichts anderes hinaus lief, als Rebekken aus dem Hause ihrer Eltern, aus des Grafen Nähe, wegzulocken, und ...

„Und?" fragte die Gräfin; „denn zu Leide soll dem Mädchen nichts geschehen."

Wie können Sie so etwas nur fürchten, liebste Gräfin! Selbst der General müßte das billigen, was ich vorhabe. Sie soll nur von hier weg, nur aus seiner Nähe. Heirathen? das wird sich finden. Lassen Sie mich nur! Die Eltern sollen einwilligen, mich sogar darum bitten. — —

Julius wurde auf acht Tage verschickt; denn er ging täglich zu dem Herrn im Walde. Und nun hieß es auf dem Gute der Solden sogleich: die gnädige Frau läge in der Stadt gefährlich krank; und in der Stadt wieder: sie sey auf ihrem Gute, und werde nicht mit dem Leben davon kommen. Kurz, sie sollte irgendwo sehr krank seyn; sie war indeß

sehr munter, und stand in Begriff, ihr Garn über die arme Rebekka zusammen zu ziehen. Sie fuhr wieder nach Eschenhorst, und trat mit einem bestürzten Gesicht in das Zimmer. „Leider!“ — sagte sie zu den nicht weniger bestürzten Eltern in aller Eil — „leider! ist meine Vermuthung gegründet. Der Prediger Rauch stand mit dem Jäger in Bunde. Er sollte diesem Ihre schöne Tochter überliefern. Da das nicht hat gelingen wollen, und Rebekka selbst zu fromm erzogen ist, auch zu wenig aus dem Hause kommt, so hat man nun beschlossen, sie — zu entführen.“

Hier griff der Prediger nach dem Hute, und rief: ich fordere Schutz von dem preiswürdigen Consistorium.

Die Mutter stand da, wie eine Bildsäule. Sie hatte ihren hohen Muth gänzlich verloren, und war jetzt nicht fähig, etwas aus einem Propheten anzuführen. Die Solden freuete sich über die Angst der guten Menschen. „Können Sie beweisen,“ fragte sie den Vater, „daß man Ihre Tochter hat entführen wollen?“

Nein. Aber — sagte er nun muthiger —

laß ihn kommen! O, fürchte nichts, gute Frau; fürchte nichts! Er soll erfahren, was ein Vater für die Ehre seines Kindes thun kann! — Hier riß der ehrwürdige Greis einen Säbel von der Wand, der da schon seit zwanzig Jahren ungebraucht hing, und zog ihn aus der Scheide, die er weit von sich warf. Komm, Bösewicht! sagte er; komm! Lerne, daß Menschen über dir sind! — Seine Augen funkelten wie Flammen, seine Stellung war edel und groß. Es lag etwas Erhabenes in dem Anblicke des Vaters, der für seine Tochter muthig die Waffen ergriff, und eben so muthig in den Tod gegangen seyn würde, und in der erbleichenden Mutter, die ihre Hände und Augen betend erhob, um Hülfe vom Himmel zu erflehen. Als sie ihren Gatten mit dem Säbel da stehen sah, schlich sie langsam hinzu, faßte mit der zitternden Hand seinen Arm, und sagte leise: „Gebete sind deine Waffen, lieber Mann, und der Herr ist unsre Hülfe!"

Nein! sagte er heftig. Wer ist denn der Bösewicht? wie heißt sein Nahme? Nennen

Sie ihn mir, gnädige Frau, nennen Sie ihn! Ich will ihn die Tugend achten lehren!

„O, diesen Menschen kennen Sie gar nicht, lieber Herr Prediger. Ich will Ihnen ein weit leichteres Mittel sagen, wie Sie Ihre Tochter retten können. Weiß sie, daß ich die Kammerherrin von Solden bin? oder kennt sie mich?"

Nein, antwortete der Vater; keins von beiden. Auch glaube ich schwerlich, daß irgend Jemand im Dorfe Sie kennt, gnädige Frau, mich allein ausgenommen.

„Nun denn! Ich gehe morgen auf ein Gut, das volle zwanzig Meilen von hier entfernt liegt. Niemand ahndet nur unsre Bekanntschaft. Ich nehme Ihre Rebekka mit mir, und Sie sagen dann, sie sey zu einer Verwandtin gereis't. Erführe er am Ende denn auch, daß sie bei mir ist, so . . . Er hat Ursache, mich zu scheuen und zu schonen. Ich weiß kein andres, besseres Mittel, Ihre Tochter zu retten. Dann eine Heirath, und sie ist seinen Klauen entrissen."

Die Eltern sahen einander traurig an, und wußten nicht, was sie thun sollten; doch die

Noth war dringend, und so willigten sie denn ein. Die Frau von Solden bat die Eltern noch, Rebekken gar nichts von der schändlichen Absicht des Bösewichtes zu sagen, sondern ihr nur anzukündigen, daß sie mit der fremden Dame reisen sollte, um ein wenig unter Menschen zu kommen und sich auszubilden. Das versprachen die Eltern sehr gern. Rebekka kam, und die Frau von Solden, die ihr schon das erste Mal gefallen hatte, ging ihr mit der freundlichsten Miene entgegen. Man sagte ihr, sie sollte mit der Frau Kammerherrin reisen, und sich den nächsten Winter bei ihr aufhalten, um die Welt ein wenig kennen zu lernen. Die schnelle Abreise kam zwar Rebekken seltsam vor; da aber der Prediger Rauch nicht mehr im Spiele war, und der Jäger bei der Sache gar nicht erwähnt wurde, so that sie ohne allen Widerspruch, was ihre Eltern verlangten. Die Abreise wurde auf den nächsten Morgen bestimmt. Bis ganz spät Abends blieb Frau von Solden, und Rebekka wurde genau beobachtet; denn die Frau Kammerherrin konnte, wie sie

vorgab, noch immer nicht so recht glauben, daß Rebekka ganz unschuldig seyn sollte.

Am folgenden Morgen fuhr der Wagen vor. Rebekka setzte sich mit rothgeweinten Augen hinein, und die Mutter gab ihr so viel Wäsche und Kleider mit, als sie etwa brauchen konnte. Die Eltern segneten sie mit gebrochenem Herzen, und baten sie, ja recht oft zu schreiben.

„Nun habe ich dich!" dachte die Solden mit einem triumphirenden Lächeln; „und wenn du nun entkommst, so ist es meine Schuld, schöne Prinzessin!" — Rasch ging es nun den Tag und die Nacht hindurch fort, und am Abend des folgenden Tages erreichte man das Gut der Frau von Solden, das nahe bei einer großen Stadt gelegen war. —

Ach, die himmlische Frau von Solden! dachte oder sagte Rebekka jede Stunde; denn zärtlicher, als die gnädige Frau, ihre Tochter und die Jungfer gegen sie waren, konnten in der ganzen Welt keine Menschen seyn. Dafür that aber Rebekka auch alles, was sie wollten. Sie legte ihre gewohnten Kleider zurück, zog sich an, wie das Fräulein, fuhr

mit in das Schauspiel, und ließ sich einige Stunden im Tanzen unterrichten. Mit ihrer gewöhnlichen Leichtigkeit fand sich das liebe Mädchen in dies ihr ganz neue Schlaraffen-Leben von Vergnügungen, von Müßiggang, von Gesellschaft, ohne Menschen. Ich bitte dich, sey ja vorsichtig, mein Kind! sagte die Frau von Solden zu ihrer Tochter. Errege ja nicht den kleinsten Verdacht! In den Zerstreuungen, die ihr ganz neu und desto angenehmer sind, muß sie den Mann vergessen, den du, fürchte ich, beinahe noch stärker liebst, als sie. Sie zieht die Augen der Männer auf sich, weil sie in der That schön ist; und bald wird sie von Schmeichlern umgeben seyn. Aber sie darf durchaus nicht merken, daß wir den Plan haben, sie hier dem getreuen Schäfer ungetreu zu machen. Sie muß untreu werden, ohne daß sie es merkt. Und dann, mein Kind, bedenke, daß der Graf ihr Rächer seyn würde! Wir müssen darauf sehen, daß sie uns sogar liebt. Deine Eifersucht ist in der That ganz zur Unzeit angebracht. Hüte dich ja, daß sie nichts da-

von merkt, weil sie sonst das Wahre errathen könnte!

Man sieht, der Plan der Frau von Solden war in der That noch menschlich genug. Aber dennoch fürchtete sie den Grafen, und den General, der nicht aufhörte in jedem Briefe an seine Schwägerin von dem frommen Mädchen zu reden. So mußte sie denn behutsam mit Rebekken umgehen. Es war ihr unbegreiflich, daß schon der leichteste Theil ihres Planes nur zur Hälfte gerieth. Rebekka kleidete sich nun, wie die andern Damen; sie tanzte wie ein Engel, zum Bewundern schön, hatte feine Sitten, betrug sich mit Leichtigkeit; kurz, sie war äußerst liebenswürdig geworden: doch — um keinen Preis ließ sie sich zerstreuen. Sie las jeden Vormittag mit inniger Andacht ein religiöses Buch; denn selbst für den Schwindel eines Balles, der bis an den Morgen dauerte, war ihr Kopf und ihr Herz zu stark. Sie liebte das Vergnügen, doch Gott und ihre Pflichten tausend Mal mehr. Mit allem andern wäre die Frau von Solden fertig geworden; doch Ein Hinderniß, die Religiosität des Mäd-

chens war schlechterdings nicht zu überwinden. Die kleinste Spötterei über irgend etwas, das die Religion anging, machte sie stutzig; und gegen alle Männer — dies war das zweite, eben so starke, Hinderniß — blieb sie fremd.

Aber, liebe Rebekka, sagte die Frau von Solden: man kann und muß tugendhaft seyn; doch Prüderie ist ein Zeichen von Heuchelei.

„Gnädige Frau, ich heuchle nicht. Aber ich habe Ihnen ja schon so oft meine Begebenheit mit dem Jäger erzählt, der…"

Seltsames Mädchen, mit Ihrem Jäger! Wie lange wird doch die Posse in Ihrem Köpfchen haften!

„So lange ich lebe!" antwortete Rebekka. „Aber Sie glauben mir immer nicht, gnädige Frau! Gewiß, ich müßte aufhören an Gott zu glauben, wenn ich aufhören sollte, dem Manne treu zu seyn, der mir sein treues Herz gab, ach! alles, was er hatte. Die Männer alle sind mir so gleichgültig, so äußerst gleichgültig. Aber wo gäbe es auch noch einen Mann mit diesem seelenvollen Wesen, mit diesem reichsinnigen Her-

zen, ach, mit dieser Flamme, die — wenn Sie nicht lachen wollen — wahrlich wie die Flamme des Herrn ist, wie die Flamme von einem Morgenopfer, die mit einem Gebet zum Himmel steigt. Wo find' ich noch einen solchen Mann! wo!"

Auch das Fräulein von Solden dachte das, und sie mußte sich jedes Mal abwenden, wenn Rebekka so etwas sagte; denn ihre Augen standen dann voll Thränen, und ihren Mund verzogen Eifersucht und Zorn.

„O, in meinem Dörfchen," fuhr Rebekka freundlich fort, „da dacht' ich: für jedes Mädchen müßte es einen Mann geben, wie mein Getreuer einer ist. Hier erst habe ich gelernt, wie glücklich ich bin! wie einzig glücklich, seitdem ich die Männer kenne, von denen Sie sagen, daß sie die vollkommensten sind." Das Fräulein von Solden biß die Zähne über einander. Die Mutter sagte nachher: Geduld! Geduld, mein Kind! Sie wird wohl noch aus einem andern Tone singen lernen. Ich stehe dir dafür, meine Tochter, daß wir siegen. Sie ist ja in unserer Gewalt. Sey doch nur ruhig!

Die Frau von Solden wollte endlich sehen, welche Wirkung es haben würde, wenn man ihr sagte, ihr Geliebter sey ein Bösewicht. Nun erzählte sie, und zeigte Rebekken einen Brief von ihrem Vater, der dasselbe enthielt, und von der Verbindung sprach, worin der Jäger mit dem Prediger Rauch gestanden hätte.

Dieser Schritt that eine fürchterliche Wirkung. Als Rebekka den Brief ihres Vaters las, und die Frau von Solden ihr nun erklärte, in welcher Verbindung der Jäger mit dem Prediger Rauch gewesen wäre; und als sie sich nun gewisser Aeußerungen von ihren Eltern über den schändlichen Mann erinnerte: da wurde sie bleich, immer bleicher, und sank endlich mit einem Angstgeschrei in Ohnmacht. Sobald sie wieder zu sich selbst gekommen war, ging sie auf ihr Zimmer, schloß sich ein, und man sah sie auf den Knieen liegen.

Am Abend kam sie wieder herunter, gefaßt, aber still, wort- und freudenlos. Die Frau von Solden ging mit ihr bei Seite, und wollte das vorige Gespräch aufs neue

anfangen. Doch Rebekka sagte: „ich bitte Sie, gnädige Frau, erwähnen Sie davon kein Wort; und, wenn es möglich ist, so schaffen Sie mich zu meinen Eltern, auf das Dörfchen, weg aus dieser Welt voll Lügen und Trug!"

Aber, liebes Kind, warum denn gleich verzweifeln? Es giebt ja mehr Männer in der Welt!

„O, wenn Er ein Betrieger ist, was sind dann die andern! — Glauben Sie mir, gnädige Frau, für mich hat die Welt keinen Werth mehr. Nur dort, in meinem Dörfchen, kann ich die Ruhe wieder finden, auf den Gräbern von Menschen, die einander nicht betrogen. Dahin bringen Sie mich wieder! Hier" — sie sah betrübt umher — „ich fürchte, daß ich hier wie ein Schatten unter lauter Schatten gehe. Ach, nun will ich gern sterben! Sein Herz will ich dennoch aufbewahren in meiner treuen Brust; und Gott möge ihm verzeihen! Sanft will ich ihn fragen: o, warum thatest du das! Ich liebte dich ja so sehr! Dann wird er

weinen und bereuen, und Gott wird ihm sein Unrecht vergeben um meinetwillen."

So sprach sie, und drückte dabei das Bild des, auch in seiner Untreue, ihr so werthen Geliebten immer tiefer in ihr Herz. Doch die Angst des lieben Mädchens sollte nicht lange dauern; der Retter, den ihr der Himmel bestimmte, war schon bereit.

13.

Rebekka hält fest am Glauben, und entgeht den Netzen.

Graf Ludwig hörte, daß die Frau von Solden in der Stadt, und seyr krank wäre. Julius kam nicht zu ihm. So hatte er denn fast gar keine Nachricht vom Hause, da Herrmann, der Förster, nur wenig erfahren konnte. Julius kehrte endlich von seiner Reise zurück. Er bestätigte die Krankheit der Frau von Solden, und brachte noch die große Nachricht, daß Rebekka den Prediger ausgeschlagen habe. Der Graf erfuhr, daß die El-

tern die Heirath gewünscht und aus allen Kräften befördert hätten: so fühlte er denn mit frohem Stolze, daß er innig geliebt war, und schwor nun der edlen Rebekka noch einmal ewige treue Liebe.

Julius fing an zu fürchten, daß man ihm nicht mehr trauete, und sagte das dem Grafen. Herrmann ritt nach Eschenhorst, und brachte von da die Nachricht, daß Rebekka schon seit drei Wochen nicht mehr bei ihren Eltern wäre. „Wo ist sie denn sonst?" fragte Graf Ludwig mit wirklichem Schrecken.

Ja, das weiß niemand so recht. Einige sagen: bei einer Verwandten; Andre aber meinen, Predigers hätten keinen Verwandten, der mit einer schönen Equipage fahren könnte! — Herrmann mußte noch einmal nach Eschenhorst reiten; aber er brachte weiter nichts als die vorige Nachricht. Julius schüttelte, als er kam, den Kopf, und sagte: Herr Graf, wenn nur alles richtig ist! Daß Sie hier bei Herrmann sind, weiß Ihre Frau Mutter. Wenn nur die Mamsell nicht aus Eschenhorst weggebracht ist, weil Sie ihr zu nahe waren!

„Und die Kammerherrin?“ fragte der Graf.

Ja, antwortete Julius, wenn es nur mit der Krankheit nicht auf eine List hinaus läuft, und wir angeführt sind!

„Bringe die Pferde, Herrmann!“ befahl der Graf; „ich will selbst sehen.“ Er sprengte nach dem Gute der Frau von Solden, und hörte da, sie läge in der Stadt krank. Nun sprengte er in die Stadt, und hörte, sie wäre auf dem Gute, dem Tode nahe. Herrmann aber hört auf dem Gute, daß ihr Reisewagen, nach welchem er sich erkundigt, nicht da ist; und in der Stadt, daß man ihn seit dem vorigen Winter nicht gesehen hat. Das alles wird zusammen genommen; und nun wußte der listige Julius für's erste genug. Er borgte sich eine Livrei von Soldens Bedienten, ritt nach Eschenhorst, ging gerade zum Prediger, und fragte, im Nahmen des jungen Herrn von Solden: ob seine Mutter keine Briefe für ihn mit eingelegt hätte. Der ehrliche Prediger sah die Livrei seiner vornehmen Freundin; doch sagte er nur zögernd:

„wie!

„wie! weiß denn der Herr von Solden, daß ...“

Daß Mamsell Rebekka mit der gnädigen Frau nach ihrem Gute bei ** gereist ist? Ja wohl. Aber das ist ein Geheimniß, Herr Prediger, das sonst niemand wissen soll, als wir.

„Verschweig' Er es ja, lieber Mann!“ sagte der Prediger freundlich. „Es darf Niemand wissen, daß meine Tochter ...“

Behüte! sonst niemand, als wir. Nun, ich war es ja, lieber Herr Prediger, der die Sache so eingeleitet hat, mit dem Menschen von dem Jahrmarkt in Beiren her.

„Mit dem Unbekannten? Ach Gott! was hat man für Noth. So ein böser Mensch, so ein ... Gott verzeihe ihm, und bessere sein arglistiges Herz!“ — Nun war denn also das ganze Geheimniß heraus.

Am Abend spät kam der Graf wieder auf sein Gut. Er ließ sich bei seiner Mutter mit seiner Müdigkeit entschuldigen; doch sobald sie im ersten Schlafe lag, befahl er, den Reisewagen anzuspannen, setzte sich ein, und nun ging es fort, was die Pferde nur laufen konnten. Julius schlich sich verkleidet

auf das Gut der Kammerherrin, und erfuhr richtig, daß Rebekka da wäre; ja, er bekam sie selbst zu sehen, und brachte seinem Herrn diese Nachricht.

„Gesehen?" sagte der Graf, zitternd vor der Frau von Solden und vor den Folgen ihres Planes; denn Rebekka, die arglose Unschuld, war nun schon einen Monath, dreißig volle Tage, in den Händen der boshaftesten List. „Gesehen, Julius? Wie sah sie aus?"

Herr Graf, sie war anders gekleidet, als sonst, und so schön, so schön! Sie hat einen recht feinen, leichten Anstand bekommen. Weiter habe ich nichts an ihr bemerkt.

„Wir müssen fort! Ich fürchte mich, sie noch einen Augenblick länger in den Händen dieser Frau zu lassen. Wir wollen weiter; die Pferde sind munter." — Er hüllte sich in seinen Mantel, trieb gegen seine Gewohnheit den Kutscher, und fuhr, so leise es nur geschehen konnte, auf den Hof vor dem Gute der Frau von Solden.

Julius und Herrmann besetzten die Treppe, während er selbst in das Haus ging.

„Wo ist die Herrschaft?" fragte der Graf.

Sie essen oben, antwortete eine Magd.

„Und Mamsell Rebekka?"

Die ißt mit im Saale.

„Zeige mir den Saal, mein Kind." —

Der Graf trat leise in den Saal, und erst nahe am Tische ließ er seinen Mantel hinter sich herab fallen. Rebekka rief, sobald sie ihn erblickte: „da ist er! o Gott!" Der Graf eilte auf sie zu. Sie hörte den Ton seiner süßen Stimme, sah auf's neue seine Thränen, und sagte: „o, ich bin noch Ihre treue Rebekka! Ich habe Ihr Herz redlich bewahrt!"

Hast du, Rebekka? hast du? Auch ich habe meine Treue redlich bewahrt. Hier, vor allen diesen Zeugen, erkläre ich dich für meine Braut. — Er nahm sie in seine Arme, und küßte sie zum ersten Mal. Da sank das liebende Mädchen, ohnmächtig durch die zu große Freude, an seine Brust.

Herr Graf, sagte die Frau von Solden heftig, die Eltern haben mir die Mamsell anvertrauet, und ich will sie in meinem Schutze behalten!

Behalten? Sie? Sie? in Ihrem Schutze?

Ich ehre die Freundschaft meiner Mutter; sonst ... sonst, Frau von Solden ...! Ich errathe ihren Plan; er ist Ihrer eigenen Sitten würdig. — Hier erwachte Rebekka wieder, und die Tischgesellschaft fing an, aufzustehen, da die Winke des Fräuleins sie muthig machten. Rebekka! schrie die Solden; Ihre fromme Mutter hat Sie mir anvertrauet. Ich befehle Ihnen in Ihrer Mutter Nahmen, bei mir zu bleiben!

„O, will er mich denn mitnehmen? Das will er ja wohl nicht!" sagte sie, weil sie noch nicht wußte, wovon die Rede war.

Ja, das will ich, das will ich, meine Rebekka. Ich will dich retten aus diesem Hause, aus dieser Pestluft, welche die Hölle in deine reine Seele hätte gießen können.

Rebekka war zweifelhaft, und sah bald den Grafen, bald die Frau von Solden an. Rebekka, sagte der Graf: hier stehe ich, den man für einen Bösewicht ausgegeben hat; dort steht die Frau, die dein Vertrauen, die das Vertrauen deiner Eltern besitzt. Rede! wem gehörst du an? wem glaubst du? mir oder ihr, dieser Frau, die ich eine Lügnerin

nenne, wenn sie mich einen Bösewicht genannt hat. Rebekka falle nicht von mir ab!

„Nein, von Ihnen nicht! Aber ich liebe die Frau von Solden. Sie hat mir Gutes erwiesen, viel Gutes; o gewiß, das hat sie."

Um dir viel Böses zu thun, um unsre Herzen von einander zu reißen: darum that sie dir Gutes. Hier stehe ich, meine Geliebte. Mit wem gehst du?

„O, ich muß mit Ihnen gehen, wenn Sie es verlangen; ich muß alles, was Sie wollen. Ach, ich habe doch an Ihnen gezweifelt!

Du heilige Seele! so haben sie mit ihrem Gifte unsre Liebe dennoch begeifert! — Ich verzeihe dir, Rebekka. Und nun laß uns gehen! Madame, ich bringe diese meine Braut zu dem General von Hochborn; unter dessen Schutze soll sie bleiben, bis sie meine Gattin wird! Ich rathe Ihnen, wenn Sie meiner Mutter schreiben, nicht zu vergessen, daß ich dieses Mädchen zu dem General bringe!

Sie soll aber nicht fort! rief das Fräulein. — Ein junger Herr trat vor, und wollte sich einmischen. Der Graf warf ihm einen funkelnden Blick zu, und fragte: „was be-

liebt?" Nun verbeugte sich der junge Herr, und schwieg. Alle Andern waren über diese sonderbare Scene erstaunt, und regten sich nicht. Rebekka ging nun ungehindert an seinem Arme die Treppe hinunter, und stieg mit ihm in den Wagen. Sie wußte noch immer nicht, wie alles zusammenhing; denn während des Gespräches mit der Frau von Solden hatte sie nur Augen für ihn gehabt, ihren treuen Geliebten.

Die Reise ging sehr rasch, da Julius immer voraus sprengte, um Pferde zu bestellen. So fuhr man den ganzen Tag; am Abend spät erreichte man die Residenz, wo nun der Graf den Wagen vor dem Pallaste des Generals halten ließ.

14.

Der General murrt.

Der Graf nahm Rebekkens Hand. Noch immer wußte sie nicht, wer denn der junge Nimrod eigentlich wäre; denn auf der gan-

zen langen Fahrt hatte sie ihm erzählen müssen, was ihr begegnet war, seitdem er sie in dem Haselnußbusche gesprochen hatte: was sie ihm denn alles mit rührender Aufrichtigkeit gestand. Nachher mußte sie ihm von ihrem Leben in dem Hause der Frau von Solden erzählen, alles mit den kleinsten Umständen; und der Graf errieth nun sehr richtig den teuflischen Plan, den diese Frau mit ihr gehabt hatte. Er zitterte bei dem Gedanken, daß seine Mutter darum gewußt haben könnte, und versank von Zeit zu Zeit in ein tiefes Nachdenken. So war es denn sehr natürlich, daß Rebekka, als sie mit ihm die Treppe hinan ging, noch immer nicht wußte, wer er wäre.

Der General rauchte seine Abendpfeife, und las, als sein Neffe und Rebekka kamen. Wer da? fragte er, seine Brille weglegend. Der Teufel, Ludwig! du? Was bringst du denn Gutes?

Lieber Oheim, sagte der Graf sehr ruhig, ich bringe Ihnen hier die Predigerstochter, Mamsell Rebekka, die ... von der ...

Ah, sieh da! mein Beckschen! sagte der General freudig. Kennst du mich noch, mein

Kind? kennst du den alten General noch, deinen guten Freund? — Er nahm sie in seine Arme, und küßte sie herzlich.

„Ach, gnädiger Herr General!“ sagte Rebekka, mit Thränen in den Augen, und mit bebender Stimme; denn nun fing sie an zu errathen.

Weine nicht, Kind! Denn du bist wahrhaftig nicht auf bösen Wegen. Oder, bist du darauf, so hat der da, dein Begleiter, dich hinauf gebracht. — Er klingelte einem Bedienten. „Bringe hier dieses liebe Kind zu der Frau von Braubach hinüber!... Geh, mein Kind! Wir werden sogleich nachkommen.“ —

Als die Thür verschlossen war, ging der General im Zimmer auf und nieder, Anfangs langsam und sanft, dann immer schneller und heftiger; und endlich sagte er auf einmal: „Was hast du mir versprochen, Ludwig! Hast du Wort gehalten? Sieh, ich habe das all' mein Lebtage immer gethan!“

Auch ich, lieber Oheim, dies Mal, wie immer. Ich will von Ihnen nur Gerechtigkeit.

„Gerechtigkeit? Ja, ja! weil du weißt, daß ich dir gut bin! ... Wo kommst du bei

Nacht und Nebel mit dem Mädchen her? Ist sie deine Frau?"

Nein!

„Nicht? Nun höre einer! Und fährt gerades Weges zum General von Hochborn! Na, das wird wieder ein schönes Geklatsche geben! . . . Aber sage mir nur: wie kommt es denn . . .?"

Lieber Oheim, ich war ruhig; bei Gott! ich war es. So eben stand ich in Begriff, nach Sachsen abzugehen, da wollten sie das Mädchen an einen Prediger verkuppeln, der, um zu einer Pfarre zu kommen, sich erboten hatte, die Hure des Herrn von Solden zu heirathen.

„Was? Höllenteufel! das wollten sie? ... Wenn es so ist, dann hast du Recht. Da hätte ich, in deiner Stelle, das Mädchen auch entführt, und dann zu ehrlichen Leuten gebracht."

Entführt habe ich Rebekken nicht, lieber Oheim. Ich ging nur hinüber, und wollte ihr sagen, daß man damit umginge, sie an einen Bösewicht zu verheirathen. Oheim, diese reine Seele an einen solchen Schurken! — Ich traf sie an. Da saß sie, weinend, las

ein Billet, das ich ihr auf dem Jahrmarkte geschrieben hatte, und küßte es. Ich vergaß, was ich eigentlich wollte, und sprach von andern Dingen, die nun — das muß ich gestehen — eben nicht dazu dienten, uns von einander zu trennen.

„Da warst du ein Narr. Doch das will nichts bedeuten, wenn nur kein Schurke! Ich habe es ihnen voraus gesagt; aber sie wollen ja immer klüger seyn! Nun?"

Das Mädchen schlug den Prediger aus, ohne zu wissen, welch ein elender Mensch er ist. Ich fürchte, meine Unterredung mit ihr hat dazu beigetragen.

„Nun, das geht immer weiter, wie ich merke. Aber sie haben dich hingestoßen. Sagte ich es ihnen doch voraus! Nur weiter, weiter!"

Da geht die Solden zu den Eltern des guten Mädchens, und sagt: ich wäre ein Verführer, und hätte mit dem Prediger einen Vertrag gemacht, seine künftige Frau mit ihm zu theilen.

„Ist denn das Weib toll? Wozu das?

wozu? Das sind ja nichts als dumme Streiche. — Weiter!"

Die Solden macht die Eltern so bange, daß sie einwilligen, Rebekken ihrem Schutze zu übergeben. Sie bringt sie nach...

„Ludwig, Herzens-Ludwig! Du warst doch gleich wie ein Blitz hinterher? Sieh, mir steht der Angstschweiß vor der Stirn; denn der Solden ist nicht über den Weg zu trauen. Da mußtest du! Wahrhaftig, ich äße nicht einen Bissen Brot wieder mit dir, wenn du still gesessen hättest. Der Teufel!"

Sobald ich es erfuhr, war ich auf. Diesen Mittag kam ich bei ihr an. Ich entführte ihr das Mädchen vor den Augen, und bin gerades Weges zu Ihnen gefahren, lieber Oheim!

„Und die gnädige Mama? ... Ich sehe nun wohl, was dabei weiter herauskommen wird: eine Trauung, he?"

Ich komme, um mir Ihr Ja zu holen, wie ich Ihnen versprach, lieber Oheim. — Er umfaßte den guten Alten bittend.

„Und wenn ich nun Nein sagte?"

Das können Sie nicht. Es ist Ihnen unmöglich, ein so reines, heiliges Herz zu zerreißen.

„Aber — brummen kann ich doch über die albernen Streiche, und über den Lärmen, den das setzen wird. Die Mama — nun Gott sey uns gnädig! ... Das Mädchen ist ein Engel; und wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre, so fragt es sich noch, ob ich so lange gewartet hätte. Aber — brummen muß ich doch. Zum Teufel! was hast du auf den Jahrmärkten zu thun? und gerade auf einem, zu dem so ein Engel hin will! Sieh, das ist Eins, was ich nicht gethan habe. Ich mied den Teufel der Versuchung; du aber? du läufst ihm in den Weg, und in die Arme dazu."

Oheim, sollte ich denn nicht an das Herz eines Engels laufen, wenn Gott ihn auf meinen Weg hin führte?

„Alles soll Gott thun bei Euch jungen Leuten! Und am Ende habe ich den Verdruß davon. Nun, so komm denn nur mit hinüber."

Der General war, wie in zwei Hälften getheilt: mit der Einen brummte er immer fort, und mit der andern war er nichts als Liebe für das Mädchen, das ihm die ganze Begebenheit vom Anfange an so treu er-

zählte, und ihm das Innerste ihres schönen Herzens so offen zeigte: wie sie seinen Neffen geliebt habe, ohne seinen Nahmen, seinen Stand, seine Absichten zu wissen; wie treu sie sein Herz bewahrt, das er ihr auf der Haselnußhöhe übergeben; wie fest sie geglaubt, daß sie mit Gott handle, und mit dem Beifall aller guten Menschen; wie treu sie an ihrem Jäger gehalten, obgleich alle Welt ihn für einen Bösewicht erklärt habe.

Hier ging die brummende Hälfte des Generals größten Theils zu der freundlichen über. Er versicherte seinem Neffen, daß er die ganze Sache noch viel eher entschieden haben würde. „Aber wir Beiden,“ sagte er mit Thränen in den Augen, „sind eine Art von Narren, die an Gott und an ein solches treues Herz mehr glauben, als an das Herkommmen in der Welt, das freilich auch sein Gutes hat.“ Und nun sprang er auf, und holte singend alles hervor, was er an Kostbarkeiten besaß, Etuis, Ringe, Schmucknadeln, u. s. w. Das alles schenkte er Rebekken, und beinahe hatte er Lust, die Sache noch denselben Abend abzuthun. Als er endlich

zu Bette ging, brummte er über Niemand mehr, als über sich selbst, daß er, trotz seinem grauen Kopfe, an jedem närrischen Liebeshandel so großen Antheil nehme.

Am folgenden Morgen ließ er, sobald er die Adjutanten, den Quartiermeister, und die Uebrigen abgefertigt hatte, seinen Feldprediger kommen und das junge Paar, in Gegenwart der Frau von Braubach, die mit ihrer Tochter den einen Flügel seines Pallastes bewohnte, trauen, legte ihr und dem Feldprediger Stillschweigen auf, und sagte: „Ludwig, nun laß die gnädige Mama nur kommen! Jetzt kann sie so wenig etwas machen, als ich, wenn ich auch wollte. Dumme Streiche sind es; aber — Recht hast du, und besonders die da, das Kind des allerhöchsten Gottes, deine Rebekka! Und nun laß dich nicht sehen, wenn die Mama kommt; denn ich habe mir diese Nacht im Bette auch ein Plänchen ausgesonnen. Sie machen immer Plane; so will ich doch auch einmal einen machen!... Ludwig, sie ist deine Mutter, die dich neun Monathe unter dem Herzen getragen hat; dafür mußt du sie neunzig Jahre,

wenn du so lange lebst, im Herzen tragen: das ist nicht mehr, als recht und billig. Aber laß dich nicht sehen! Ich will die Sache wohl einlenken, hoffe ich.

15.

Des Generals Plan gelingt.

Der General setzte nun Rebekken alles auseinander, und sie fing an zu glauben, daß sie Unrecht gethan hätte. „Unrecht nicht, Herzenskind: denn in der Bibel steht nicht ein Wort von Grafen, und in unseren Herzen eben so wenig; und an Einem von beiden Orten müßte es doch stehen, wenn es von Gott käme. Aber, in der Bibel steht: du sollst Vater und Mutter gehorchen. Siehst du, liebes Beckschen? eben darum habe ich bei Euch Vatersstelle vertreten, und meinem Neffen befohlen, sich mit dir trauen zu lassen, auf daß es Euch wohl gehe, und Ihr lange lebet auf Erden. Ist etwas Uebles dabei, so trifft es mich, ob mir das gleich

auch wie eine Komödie vorkommt, die ich da spiele. Aber du bist ein Engel, das ist wahr: du hast bei der ganzen Sache vor Gottes Augen gewandelt, ohne rechts und links zu sehen. Nun sollst du mir helfen, daß die Mama ihrem Sohne, deinem Manne, vergiebt, wenn sie kommt. Also horche recht auf, fasse Muth, und falle nicht ab! Hast du verstanden, du sollst deine Schwiegermutter mit deinem Manne versöhnen helfen. Rebekka versprach, alles zu thun, und der General unterrichtete sie nun in ihrer Rolle.

Die Gräfin kam den Tag nach der Hochzeit, und stürzte ganz außer sich, in des Generals Zimmer. Ist er hier, Herr Bruder? sind sie hier?

Er sprang auf, und sah im Zimmer umher, als ob er im höchsten Zorne wäre. „Hier? Was denken Sie von einem Grafen Hochberg! Hier? zum Teufel! Ich bitte unterthänig um Vergebung. Er schrieb mir; aber ich warf seinem Bedienten den Brief in's Gesicht, und damit gut. . . . Dumme Streiche! Aber, Schwesterchen, — wenn Sie nichts dagegen haben, so sind Sie mehr

Schuld

Schuld an dem Handel, als Ihr Sohn, der Unhold!"

Ich, Herr Bruder? ich? fragte sie erstaunt.

„Ja, Sie! Sie!... Und mein Vermögen, hol's der Teufel! ich habe es in der Hitze einem weitläuftigen Vetter vermacht, den gerade, als ich im ersten Zorne war, der Urian hieher führte: einem armen Teufel, der nichts hat, als den Nahmen Hochberg!"

Die Gräfin wurde vor Schrecken ganz blaß. Mein Gott! sagte sie; das war doch allzu hitzig, Herr Schwager! Ihres Bruders Sohn!

„Meines Bruders Sohn, der eine Predigerstochter heirathet? Zum Teufel! heirathet! denn er schrieb mir ja: er wolle mir seine junge Frau bringen."

Gott im Himmel! Seine junge Frau? O, ich unglückliche Mutter! ich unglückliche Mutter!

„Ja, und noch obendrein ist es Ihre Schuld, daß wir ein solches Elend erleben! Ihre Schuld, daß Sie es nur wissen! denn ich sagte Ihnen ja, weil ich den Burschen kenne — ich sagte Ihnen, Sie sollten still

sitzen, und die Sache ja nicht anrühren. Er hatte mir versprochen, daß er sich ganz leidend verhalten wollte. Und da — alle Teufel! — Frau Schwester, da hetzen sie dem Mädchen den Schurken, den jungen Prediger von der Solden, auf den Leib. Das erfährt er; und, anstatt nach Annaberg zu gehen, bleibt er da, und thut Recht daran, bei meiner Seele! thut Recht daran. Und als man ihn ausspionirt, thut er dasselbe, und erfährt das Unwesen mit dem Prediger Rauh, oder Rauch, wie der Schuft heißt. Sollte er zugeben, daß ein Mädchen, welches er so herzlich liebte — ja, sollte er zugeben, daß man das an einen solchen ehrlosen Schurken verkuppelte? Nun, da bricht er sein Wort, und geht hin. Die beiden Liebenden sprechen einander, und die Flamme, die beinahe schon erloschen ist, schlägt hoch wieder auf."

Ach Gott! ach Gott! ich unglückliche Mutter! Aber hat er sie jetzt nicht entführt? hat er nicht?

„Ja, ja, das hat er; der Solden aus dem Hause, vor der Nase weg. Aber, Schwesterchen, was sollte das Mädchen bei der

Solden? Himmel und Erde! nicht eine Stunde möchte ich meine Tochter in der Gesellschaft des Weibes wissen. Und nun dieses Mädchen, dessen ganzer Liebreitz wohl die Unschuld ist, welche die Solden nur zerstören durfte, um Ludwigen von seiner Liebe zurück zu bringen. Sollte er das zugeben? Frau Schwester, konnte er das? Nein, hätten Sie ganz still gesessen, so saß auch Er still, oder schrieb mir, er habe in Annaberg so und so viel Schweine geschossen; und das Mädchen kam ihm allmählich aus dem Sinne. Er selbst sah die Schwierigkeiten ein; aber da mußten Sie, und hauptsächlich die Solden, ihn so lange treiben und stoßen, bis Sie ihn denn nun in das Ehebett hinein getrieben haben."

Ach, ich unglückliche Mutter! rief sie, schmerzlich weinend.

„Und es ärgert mich nur, mit dem Testamente, das ich in der allerersten Hitze gemacht habe. Aber der Satan hatte den Vetter gleich zur Stelle, und die beiden jungen Leute waren auch so engelgut, so ... Hol's der Teufel! sag' ich."

Nun, wenn er denn so unschuldig ist, wie

Sie sagen — warum haben Sie ihn denn enterbt?

„Hm! Eine Predigerstochter! Wie! das fühlen Sie nicht? eine Predigerstochter!"

O, das fühle ich, so gut wie Sie, Herr Bruder. Aber die Familie kann ja die Heirath für ungültig erklären lassen: das hat mir mein Consulent gesagt.

„Einen Hochborn für einen Narren erklären lassen; nicht wahr? Ja, gäbe er zu, daß man seiner Frau nur in den Weg träte; litte er, daß selbst ein Fürst sie nur höhnisch ansähe, eine Gräfin Hochborn (denn das ist seine Frau nun doch): so wollte ich ihn tausendmal enterben, wenn es möglich wäre!"

Aber wie soll er es denn machen, um nicht von Ihnen enterbt zu werden?

„Das ist ja eben der Teufel, meine Gnädige, über den meine Adjutanten, die Wachtparade und die ganze Garnison seit gestern fluchen!"

Enterben! den Sohn Ihres geliebten Bruders! Ihren Neffen Ludwig, den Sie liebten, wie Ihren Augapfel!

„Bei meiner armen Seele! Sie machen mir das Herz weich. Hol's der Teufel! ich

wollte, daß ich nicht so böse wäre; denn — noch ist die Sache nicht ganz geschehen: der Vetter weiß noch nichts."

Weiß noch nichts? weiß noch nichts? sagte die Gräfin, und fiel ihrem Schwager um den Hals. Lieber Herr Bruder! Sie wollten Ihren Neffen enterben? Sie?

„Ja, das will ich. Eine Predigerstochter Gräfin Hochborn! Und sagte er nicht in Ihrer Gegenwart: er wollte erst mein Jawort holen?"

Brüderchen, Sie nehmen die Sache doch gar zu hoch! —

Der General nahm, wie wir schon wissen, die Sache nicht so hoch; und die Gräfin, die das Vermögen des sehr reichen alten Mannes jetzt um so weniger einbüßen wollte, da ihr das Vermögen der Solden entging, appellirte so lange an seine Liebe, bis er wankend wurde. Er erklärte aber ganz bestimmt, daß er die junge Gräfin von Hochborn — „heute Abend werden Sie das junge Weibchen sehen," sagte er; „o, sie ist zum Küssen, und aus einem sehr alten Hause!" — er erklärte bestimmt, daß er diese junge Grä-

fin sogleich in den Besitz seiner Güter setzen wollte, wenn sein Neffe eine Niederträchtigkeit beginge, und, zum Beispiel, nur den Vorschlag anhörte, seine Ehe wieder trennen zu lassen; wenn er es litte, daß man seiner Frau die Achtung versagte, die eine Gräfin Hochborn mit Recht fordern könne. „Denn, Frau Schwester," fuhr er fort, „soll sie meine Erbin werden, so will ich sie vollkommen als eine Gräfin Hochborn geehrt wissen; und wehe Dem, der es wagte, ihr nur eine schiefe Miene zu machen! Und dann, dann sage ich aller Welt: es ist mein Wille gewesen, daß Ludwig so und nicht anders geheirathet hat; und Sie, Schwesterchen, Sie sagen dasselbe. Schuld sind Sie ohnedies an dem verdammten Handel." —

Die Gräfin versprach alles, was der General verlangte; denn sie kannte sein hitziges Temperament. Die junge Gräfin war ja zur Stelle, und, wie er sagte, höchst liebenswürdig. Sie seufzte. Ach! die Solden hat mir geschrieben: meine Schwieger . . . die Predigerstochter wäre leidlich hübsch, aber ein Gänschen, das immer hinter dem Ge-

sangbuche liege, und unsern Nahmen in ganz Deutschland lächerlich machen werde.

„Das hole der Teufel!" rief der General; „wenn die Solden nicht aus Haß übertreibt. Sie war blöde und still, als ich sie sah, hübsch wie ein Engel, und aus den Augen guckte ein reiner Geist hervor. Aber dem sey, wie ihm wolle — ist sie nun einmal Gräfin Hochborn, so sey sie meinethalben auch Gänschen Hochborn! Sie ist dann nicht das erste Gänschen in unserm Hause — Frau Schwester, wir haben ja, wissen Sie wohl, schon recht große Gänse darin gehabt —, und wird wohl auch nicht das letzte seyn. Kurz, wir wollen thun, als wäre sie der Verstand selbst; denn wir sind ja Schuld daran, daß sie Gräfin Hochborn ist. Sie besonders, Schwesterchen!" —

Das alles fand sie denn am Ende recht gut, und ergab sich ganz in den Willen des Generals. — Sie mußte sich schnell ankleiden; denn es sollte diesen Abend Concert bei dem General seyn, der die Künste bei weitem mehr liebte, als die Karten.

Die Gäste kamen, die ersten Personen

vom Hofe. Auch die junge Gräfin von Hochborn kam, und wurde der Gräfin durch den General vorgestellt. — „Hier, liebe Frau Schwester, präsentire ich Ihnen meine Nichte, die junge Gräfin Hochborn.“ Die alte Gräfin erstaunte über die Schönheit der jungen Frau, über den edlen und doch so leichten Anstand, mit dem sie sich in ihrer reichen Kleidung und mit ihrem sehr prächtigen Schmucke betrug.

Die junge Frau wendete sich mit einer so unwiderstehlichen Freundlichkeit an Ludwigs Mutter, und der General gebrauchte so vielerlei List, Rebekken — denn sie war es — zu loben (wobei ihm die Frau von Braubach treulich half), daß die Gräfin mehr als Einmal sagte: o, welch eine liebenswürdige junge Frau! wobei sie denn jedes Mal hinterher tief seufzte, weil sie daran dachte, wie sehr ihre Schwiegertochter gegen diesen Engel abstechen und in tiefem Schatten stehen würde.

Die Säle wurden voll Herren und Damen. Die junge Gräfin machte, nebst der Frau von Braubach, als eine nahe Verwandte des

Hauses, die Wirthin, und wurde von allen Anwesenden mit bewunderndem Stillschweigen angestaunt. Selbst die Damen flisterten einander zu: sie ist bis zum Entzücken schön! und sehen Sie nur, mit welcher Grazie sie sich beträgt! — Der General sorgte dafür, daß seine Schwägerin dergleichen recht oft hören mußte; und nun seufzte sie um so tiefer.

Endlich ging das Concert an. Während der Ouvertüre trat die junge Gräfin an das Fortepiano, nahm ein Notenblatt auf, sah es durch, und legte es wieder hin. Nach der Ouvertüre stellte sich der General vor seine Schwägerin, die, als eine Fremde, in der ersten Reihe saß; und die junge Gräfin ging wieder an das Fortepiano. „Geben Sie Acht!“ sagte der General; „das allerliebste Weibchen singt — nun, Sie werden es ja hören!“ — Kaum hatte Rebekka mit ihrer Nachtigallenstimme die ersten Töne gesungen, so herrschte im Saal eine tiefe Stille, und alles war entzückt von ihrem einfachen, edlen Gesange, der alle Künstelei verschmähete und eben darum desto tiefer in das Herz drang. Selbst die Musiker horch-

ten mit Entzücken, und ihre Begleitung umschwebte die himmlischen Töne der Sängerin nur, wie ein leises Säuseln. Als sie die letzten Töne mit dem reinsten, rundesten Triller gesungen hatte, äußerte sich der lauteste Beifall. Rebekka selbst war mit sich zufrieden; denn — sie hatte die Versöhnung ihres Geliebten mit seiner Mutter gesungen, und eben deshalb mit voller Seele. Der Hof-Kapellmeister verbeugte sich bei seinem lauten „Bravo!" ehrerbietig, und der General trat mit seiner Schwägerin näher an die bewunderte Sängerin. Der Kapellmeister fragte: in welchem Feenlande haben Sie singen gelernt, Frau Gräfin? Ich wollte schwören, Madame Mara wäre Ihre Lehrerin gewesen. Frau Gräfin, ich habe einen Engel singen hören! — Rebekka verbeugte sich so bescheiden und so grazienhaft gegen den alten Kapellmeister, daß man sie nicht mehr bloß bewunderte, sondern auch liebgewann.

Sie sang noch ein Duett, und wieder so himmlisch, daß die Gräfin heimlich des Generals Hand faßte, und ihm, mit einer Thräne in den Augen, zuflisterte: ach, lieber Herr

Bruder, warum ist die nicht meine Tochter geworden! Sie trat wieder zu der jungen Gräfin, umarmte sie zärtlich, und konnte ihre Thränen nur mit Mühe unterdrücken, weil sie ihre Schwiegertochter in Gedanken gegen diesen Engel von einem Weibe stellte. Rebekka hatte alle Mühe, sich an dem Herzen ihrer Schwiegermutter aufrecht zu erhalten; der General bemerkte das, und führte seine Schwägerin wieder zu ihrem Sitze. Während jeder Pause zwischen den einzelnen Musikstücken wurde heute von nichts, als von der Schönheit, der Grazie und dem himmlischen Gesange der jungen Fremden gesprochen, und selbst auf dem Wege nach Hause unterhielten sich Herren und Damen nur davon.

Die junge Gräfin begleitete ihre Schwiegermutter auf das Zimmer des Generals. Auf einmal sank sie ihr zu Füßen, und Graf Ludwig lag neben ihr auf den Knieen.

Liebe Mutter, sagte er, Verzeihung! auch mir Verzeihung! dies ist Rebekka, meine Frau.

„Die Gräfin Hochborn!" rief der General so laut, daß seine Schwägerin es unmöglich überhören konnte. Die Mutter, eine sehr

seine Frau, sah ein, daß sie schon zu viel nachgegeben hatte, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie sagte stolz, indem sie die junge Gräfin aufhob, und an ihr Herz drückte: unartiger Mensch! wenn ich dir verzeihe, so thue ich es um dieses Engels willen.

Jetzt trat der General hinzu, faßte die Hand seiner Schwägerin, küßte sie mit Ehrerbietung, und sagte: Frau Schwester, bei dem allmächtigen Gott! jetzt liegt ein Engel an dem Herzen eines andern, und ich weiß nicht, welcher von beiden der schönste ist."

Die Mutter sah den General mit einem angenehmen Lächeln an, schlug ihn sanft auf die Hand, und sagte dann, unnachahmlich freundlich: ich bin versöhnt, mein Sohn, und segne meine Tochter, die Gräfin Rebekka von Hochborn.

Rebekka lag noch immer zitternd an der Brust der Mutter. Doch endlich warf sie sich an das Herz des gütigen Oheims, und sagte leise: „meine Eltern! ach, meine Eltern!"

Wissen Rebekka's Eltern ...? fragte der General seine Schwägerin. — Nicht ein Wort, antwortete diese. — Nun denn, morgen früh,

mein Kind, sagte der General, wollen wir zu ihnen hin.

Und auf einmal verbreitete sich über Rebekka's Gesicht das reinste Entzücken, wodurch sie noch schöner wurde.

16.

Das Ende.

Am folgenden Morgen reiste die Familie in zwei Wagen ab, und am nächsten Mittage hielt man vor dem kleinen Pfarrhause in Eschenhorst. — Da kommen schon wieder Wagen! sagte Rebekka's Mutter. Ich weiß nicht, seit dem Jahrmarkte sind wir mit der Welt recht in Bekanntschaft gerathen. Ach, ich wollte, Beckschen wäre wieder hier, und ich hätte nie den Einfall gehabt, sie einkaufen zu lassen! Was hat sie denn gekauft? Thränen und Sorgen!

Die Wagen hielten, und der alte Prediger kannte den vordersten mit den vier Isabellen, den man auf des Grafen Gute, vor

dem die Reise vorbei gegangen war, anstatt des vorigen Reisewagens, genommen hatte. Es stieg', oder sprang vielmehr, eine junge Dame aus dem Wagen; und der Vater rief: da ist Rebekka mit dem jungen Jäger! — Gott sey uns gnädig! sagte die Mutter, und lief voll Freude, und zugleich voll Angst, ihrer Tochter entgegen.

Auch der General trat nach zwei Minuten herein, und schüttelte dem alten Vater die Hand; an die Mutter konnte er noch nicht kommen: denn die hatte ihre Tochter viel zu fest umschlungen. „Sehen Sie," sagte der General, „da bringe ich Zauberer Ihnen den Jäger Nimrod!"

Die Mutter horchte, und sah nun endlich den Jäger an, der ihr so viele Sorgen gemacht hatte, und dem ihr Mann schon die Hand recht herzlich schüttelte, weil er dessen schönem, offnen, ehrlichen Gesichte nicht widerstehen konnte. „Hören Sie," fuhr der General fort, „Sie hatten da Ihre liebe Rebekka nicht in gute Hände gegeben, in die Hände der Frau von Solden. Aber der Nimrod hier hat sie erlös't aus dem Drachen-

neste; und da hielt ich es für rathsam, das junge Paar trauen zu lassen, weil es in meine Hände fiel."

Wie heißt er denn, Rebekka? fragte die Mutter. Jetzt wirst du es doch wohl wissen?

„Er ist der Sohn meines seligen Bruders, der Graf von Hochborn, Ihr Nachbar, und Ihr Schwiegersohn; und hier steht seine Mutter, die Gräfin."

Die beiden frommen Eltern sahen gar nicht so froh aus, wie die Gräfin erwartet hatte. Sie drückten den Grafen, mit Thränen in den Augen, an ihre Brust, und empfahlen ihm das zarte Herz ihrer Tochter. Ach! sagte die Mutter, sie kommt nun aus den schützenden, weichen Händen ihrer Eltern weg, aus der sichern Ruhe eines Strohdaches, in die rauhe Hand des Reichthums, in die große Welt. Nun, Gott sey dir gnädig, mein liebes, liebes Kind!

Die Gräfin bewunderte die einfache Genügsamkeit der Familie, und ihr aufrichtig frommes Wesen. Die Pracht des reichen gräflichen Schlosses schien diesen guten Eltern kein Glück; nur die unverkennbar aus

Staatsbibliothek München

jedem Blicke sprechende Liebe des Jägers zu ihrer guten Tochter lockte Freudenthränen in ihre Augen; nur Rebekka's Seligkeit war das Glück, das sie rührte. „Und Sie haben Recht," sagte der General. „Frömmigkeit ist die wahre Klugheit, der Teufel mag dagegen einwenden, was er will."

Als die gräfliche Familie von den Eltern Abschied nahm, und Rebekka ihnen versprach, sie jede Woche zweimal zu besuchen, sagte die Mutter: „Rebekka, fürchte Gott, und du wirst erfahren, daß deine Hütte Frieden hat, wie ihn die unsrige hatte mitten im Unglück, und du wirst im Alter zu Grabe kommen, wie Garben eingeführt werden zu seiner Zeit. Siehe, das haben wir, dein Vater und ich, erforschet, und ist also; dem gehorche, und merke du dies!"

Amen! sagte der Vater. — „Amen!" sagte eben so laut die Mutter, wie sie es zu thun gewohnt war. Und Gott erhörte das Gebet der frommen Eltern.

Bayerische Staatsbibliothek München

C

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 10

Berlin 1810

P.o.germ. 784-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113367-8
VD18 15446018-001